HAHN

DEMETER UND BAUBO





Demeter und Baubo

Versuch einer Theorie der Entstehung unsres Ackerbaus



von

Ed. Hahn,

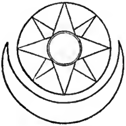
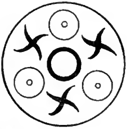


Berlin.

Lübeck.

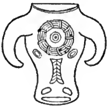
Selbstverlag des Verfassers.

In Commission bei Max Schmidt.

Demeter und Baubo

Versuch einer Theorie der Entstehung unsres Ackerbaus



von



Ed. Hahn,

Berlin.

Lübeck.

Selbstverlag des Verfassers.

In Commission bei Max Schmidt.

Ich habe auf dem Umschlag einige Symbole gesetzt, die auf meine Theorie Bezug haben. Rechts oben steht das Symbol der Istar, der babylonischen grossen Göttin und Erdmutter, aus dem Halbmond und dem Venusstern zusammengesetzt. Das Urbild ist entnommen aus Menant, Joach., la glyptique orientale, Paris 1883, 4°, Fig. 77, S. 133; vergl. Fig. 136, S. 205 und C. P. Tiele, vergelijkende geschiedenis der oudsten godsdiensten. Leiden 1872, 8°, I 341. Links oben ist ein Wirtel abgebildet, der in der Umzeichnung etwas verschönert worden ist; er stammt aus Hnrch. Schliemann, Ilios, die engl. Ausgabe, London 1880, 8°, No. 1990 der Abbildungen. Das Rinderhaupt rechts unten, mit dem Rade auf der Stirn, welches nicht ganz deutlich geworden ist, stammt aus Childerichs, des Vaters des Chlodwig, Grabe; Chifflet, Anastasis Childerici, Antverp. 1655, 4°. Die Gans mit dem Rade auf dem Flügel ist S. 43, Note erwähnt.

Adolf Bastian

zum 26. Juni 1896

gewidmet.

Inhaltsverzeichnis.

Wenn ich in Folgendem versuche, meine Theorie des Ackerbaus, wie ich sie in dem grösseren Werk: Die Haustiere, Leipzig, Duncker & Humblot 1895, 8° dargestellt habe, den Fachmännern noch einmal in gedrängter Form vorzuführen, so gebe ich mich dabei keinen übertriebenen Vorstellungen von dem Wert und der Durchführbarkeit dieser Theorie hin; hauptsächlich ist es vielmehr geschehen, weil ich selbst das Gefühl habe, dass dieses wichtige Stück in dem grösseren Werk zu sehr zerstückelt ist. Ich hoffe hier den Gegenstand gedrängter behandelt zu haben, als es mir damals geglückt ist. In meinem grösseren Werk sind diese Sachen zum Teil denn doch so sehr auseinandergezerrt, dass man unmöglich verlangen kann, Archäologen, Mythologen oder Sprachforscher sollten sich die Dinge, die sie interessieren, nun bei den einzelnen Haustieren zusammensuchen. Ich hoffe jetzt dafür eine Form gefunden zu haben, die es den Fachmännern der verschiedensten Richtungen möglich macht, meine Theorie nachzuprüfen. Alles wird ja kaum in der Form und in der Art, wie ich die Dinge verknüpft habe, stehen bleiben; immerhin kann ich aber das wohl als ein gewisses Verdienst in Anspruch nehmen, dass ich zuerst versucht habe, die Wirtschaftsform des Ackerbaus, die noch heutzutage die Nährmutter der wichtigsten Kulturvölker ist, in ihre einzelnen Bestandteile aufzulösen, und eine geschichtliche Darstellung des Zusammenwachsens dieser einzelnen Bestandteile zu der geschlossenen Form zu geben. Der grosse Forscher, dem dies Schriftchen gewidmet ist, hat meiner Meinung nach einen der Grundfäden des Gewebes mit klarem Blick erkannt, den sexuellen. Aber leider führte gerade dieser Faden auf ein so abstossendes Gebiet, dass es Andere nicht reizte, ihn aufzunehmen, und Bastian selbst

hat sich damals bald andern Aufgaben zugewandt, die seine Zeit völlig in Anspruch nahmen. Auch von anderer Seite waren damals schon seit längerer Zeit beachtenswerte Beiträge geliefert worden, die nur noch nicht richtig angewendet waren, sonst hätte man schon damals mit der alten, bis heute noch giltigen Hypothese der 3 Stände und Stufen: Jäger, Hirten und Ackerbauer brechen müssen. Mir aber trat die Frage nach dem Ursprung des Ackerbaus im Laufe meiner Untersuchungen über die Haustiere so viel bedeutend entgegen, sie verlangte so gebieterisch eine Lösung, dass es eine meiner wichtigsten, wenn auch schwierigsten Aufgaben war, diese Frage auf irgend eine Weise zu beantworten.

Naturgemäss gelangte ich aber erst durch jahrelange Untersuchungen zur Klarheit, und dass ich mein Werk »die Haustiere« ziemlich hastig zum Abschluss bringen musste, förderte den Abschluss dieses Kapitels, eines der letzten, das ich bearbeitete, gerade nicht sehr. Ebenso wenig konnte mir die überaus langwierige Drucklegung für die Durcharbeitung dieses Kapitels, das eins der ersten des Buches geworden war, von Nutzen sein, während mir doch das Material fortwährend unter den Händen wuchs.

Nun hat mich aber die Untersuchung zum Teil auf Gebiete geführt, die zu beherrschen, eine Lebensaufgabe für sich darstellt, und die meinem Studiengange, wie meinen Neigungen, völlig fern liegen. Ich habe auf diesen Gebieten so viel gefunden, dass es für meine Zwecke vollkommen ausreicht, und ich fühle daher besonders die Notwendigkeit, hier rein Haus zu schaffen und freie Bahn zu gewinnen für meine Untersuchungen über die Kulturpflanzen, die mir ungleich vertrauter und sympathischer sind und die jetzt meine ganze Kraft beanspruchen werden. Ich sehe mich daher gezwungen, meine Theorie über die Entstehung des Ackerbaus völlig auszuarbeiten und sie noch einmal in einer abschliessenden Form dem breitesten Publikum vorzulegen, ehe ich an die Bearbeitung der Verbreitung der wichtigsten Kulturpflanzen, unserer Getreidegräser, gehe. Ich würde ja sonst zu endlosen Wiederholungen gedrängt werden.

Auch merke ich zu gut, dass selbst wohlwollende Rezensenten, die sonst mit meinem Buch über die Haustiere nicht

unzufrieden sind, über diesen ganzen Teil, in dem ich das Hauptstück meines Werks sehe, mit einer gewissen schonenden Gleichgültigkeit weggehen, als wollten sie mir diese Abschweifung in ein ihrer Ansicht nach phantastisches Gebiet nicht allzuschwer anrechnen. Ich glaube nun keineswegs mit meiner Theorie überall jetzt gleich das Richtige gefunden zu haben; dagegen weiss ich aber, dass jede Theorie so lange gut ist, bis sie durch eine bessere ersetzt ist, und dass sehr wichtige Theorien noch heut zu Tage in einer Form fortleben, von der die ersten Entdecker nicht nur weit entfernt waren, die sie vielmehr in der heutigen Gestalt zunächst kaum als ihre Kinder wieder erkennen würden. Ich glaube aber dass ich, hauptsächlich auf der Spur Bastians, soviel Material zusammen gebracht habe, dass es dieser Darstellung gegenüber nicht ganz so leicht wird, zu behaupten, ich hätte wohl eine Lücke gefunden, und auf ihr Vorhandensein und ihren Umfang aufmerksam gemacht, ich hätte aber das Material, sie auszufüllen, wohl gesucht, jedoch noch nichts gefunden.

I. Die Hypothese der drei Stände: Jäger, Hirten und Ackerbauer als Stufen.

Bisher hat man dasjenige, was wir als Ackerbau zu bezeichnen gewohnt sind, als notwendige Entwicklungsstufe in einer abgeschlossenen Reihe genommen. Bisher wurden allgemein die Stände oder Wirtschaftsformen der Jäger, Hirten und Ackerbauer als gegebene Stufen in der Weiterentwickelung der Menschheit angesehen. Die wenigen Stimmen, die die Richtigkeit dieses Schemas bezweifelten, haben, wenn sich auch unter ihnen die sehr bedeutender Forscher befanden, doch so wenig die allgemeine Übereinstimmung stören können, dass sie nicht in Betracht kommen. Noch weniger die Versuche, ein neues Schema an Stelle des alten zu setzen. Man ist um diese schwierige Frage bis dahin herumgegangen, wie um so manche andere schwierige Frage auch. Und doch ist es für die ganze Auffassung der Geschichte der Menschheit und der Ziele ihrer Entwicklung wahrlich nicht ohne Interesse zu wissen, wo die ältesten Wurzeln liegen, und aus welchen Vorstellungen der Grundeinschlag zu dem bunten Gewebe der Kultur unseres heutigen Lebens gebildet ist. Wenn ich in ein paar kurze Leitsätze zusammendrängen soll, was ich gegen die Hypothese von den drei Stufen: Jäger, Hirten und Ackerbauer einzuwenden habe, so kam ich etwa zu den folgenden Erwägungen:

Der Mensch ist in seinen Urzuständen keineswegs nur Jäger gewesen, es ist vielmehr unzweifelhaft, dass er auch auf den untersten Stufen in seiner Nahrung so weit irgend angängig,

immer omnivor gewesen ist. Die rohesten Menschen der Jetztzeit sind wohl Jäger (und Fischer). Das schliesst aber durchaus nicht ein, wie es doch die Stufenfolge, die immer noch in Geltung ist, einschliessen würde, dass alle Jäger (und Fischer) überall zugleich nun auch die rohesten aller Menschen sind. Es giebt vielmehr unter den Jägern und Fischern Völker, die allerdings durch die Ungunst der klimatischen Verhältnisse bei der Ernährung durch Jagd und Fischfang festgehalten worden sind, die aber nichts desto weniger in geistiger Beziehung turmhoch über vielen Völkern stehen, die doch zur Bearbeitung des Bodens übergegangen sind. Selbst bei ausgesprochenen Fischer-Völkern wie den Tschuktschen und bei den Indianern der Küste Nordwest-Amerikas spielt daneben auch Pflanzenkost als Zugabe zu den Fischen eine grosse Rolle, ohne dass Bodenkultur vorhanden ist. Jagd und Fischerei stellen zudem an und für sich doch schon eine etwas höhere Stufe dar. Jäger und Fischer müssen bestimmte Methoden und Geräthe erfunden haben, um ihre Beute zu erlegen oder zu fangen. Auf einer tieferen Stufe, freilich einer für alle heutigen Völker hypothetischen, haben wir uns den Menschen als »Sammler«*) zu denken, dessen Methode sich darauf beschränkt, dass er zu der Zeit, wo er erfahrungsmässig da oder dort seine Nahrung findet, seine Schritte nach dieser oder jener Gegend richtet; erst durch den Erwerb von Geräthen zur Jagd und Fischerei werden aus dem Sammler Jäger und Fischer. Ganz naturgemäss musste auf dieser Stufe des »Sammlers« die vegetabile Nahrung die animale überwiegen. Pflanzen und ihre Erzeugnisse können nicht davonlaufen, wie es die Thiere zu den meisten Zeiten können. Unter diesen Vegetabilien, von denen die Urzeit ausgedehnten Gebrauch machte, spielen eine verhältnismässig grosse Rolle Knollen, Samen und Früchte. Sollte es nun wirklich so sehr schwer sein, die Erfahrung zu machen, dass eine vergrabene Knolle eine neue Pflanze liefern kann? Untersucht man die Verhältnisse der ursprünglicheren Stämme genauer, so kommt man sehr bald zu der Erkenntniss, dass Bodenkultur, wenn auch zuweilen in der niedrigsten Form sehr weit verbreitet ist, ganz

*) Link, Urwelt und Alterthum. 1. Aufl. Berlin 1821, 8°, I, 174.

erheblich weiter wie diejenige Stufe die nach den bisherigen Anschauungen die darunter liegende Form darstellen soll, das Hirtentum!

Australien ist der einzige Kontinent, in dem vor der Entdeckung gar keine Bodenkultur bekannt gewesen ist. Trotzdem befanden sich die Eingeborenen hier oft in der ersten aber bedeutungsvollsten Stufe des Überganges zur Pflanzenkultur. Sie hatten gelernt, die wahrscheinlich doch weniger schmackhaften Triebspitzen der ausgegrabenen Wurzeln des Jams in die Löcher zurück zu stecken, also einzupflanzen. Nebenbei gesagt haben diese Eingeborenen, es ist dies ein sehr wichtiges Faktum, den weissen Ackerbauern nicht etwa, wo sie mit diesen in Berührung kommen, den Ackerbau entlehnt; das konnten nur Fantasten hoffen. Sie haben vielmehr, vermutlich doch immerhin angeregt durch die Kultur der Weissen, begonnen, ein neu eingeführtes Unkraut, das kaum noch als eine europäische Kulturpflanze anzusehen ist, den Portulak, in durchaus selbständiger Art auf kleinen Dämmen, seines von uns verschmähten Samens halber, zu bauen. In Asien haben nur einige Jäger und Fischerstämme des Nordens keine Bodenkultur. Ausser ihnen haben eigentlich nur die höchst urtümlichen Veddah's auf Ceylon keinerlei Bodenkultur. Sie beschaffen sich aber einen beständigen Zuschuss zu den Produkten des Urwalds durch feste Tauschverhältnisse mit den Bodenbauern. Von den Hirtenstämmen Zentral-Asiens habe ich später noch zu reden, ich kann mich hier darauf beschränken anzuführen, dass sie alle Bodenkultur kennen und sie dann zu üben wissen, so ungern sie es auch oft thun, wenn ihnen einmal die Zufuhr an Vegetabilien ausgeht, ohne dass sie sich friedlich oder kriegerisch einen Ersatz beschaffen können. In Afrika haben wir nur ganz wenige Stämme besonderer ethnischer Stellung, die ohne Bodenkultur auskommen. In Nubien und in der Wüste leben manche Stämme der Nubier und Berber nur von ihren Herden und deren Produkten und von wilden Pflanzen. Ferner leben die Zwergvölker in Zentralafrika ohne eigenen Anbau. Sie stehen aber dafür zum Teil in regelrechtem Austausch mit den Bodenbau treibenden Stämmen. Dagegen haben die Buschmänner den vegetabilischen Teil ihrer Nahrung nur von den zahlreichen

wilden Knollen der südafrikanischen Trockenregion zu erwarten. Sonst haben nur die Hottentotten, die in so scharfem ethnischen Gegensatz zu der ganzen übrigen Bevölkerung Südafrikas stehen, zwar Rinderherden wie so viele Negervölker, aber daneben, sehr im Gegensatz zu diesen, keinerlei Bodenkultur; alle übrigen Völker Afrikas kennen und üben dieselbe.

In Amerika ist im Gegensatz zu einem Theil der landläufigen Darstellungen die Bodenkultur schon vor der Entdeckung durch ganz Amerika vom La Plata bis zum Lorenzstrom verbreitet gewesen, nur in den beiden nördlich resp. südlich gelegenen Gebieten, in denen die Sommerwärme zu gering ist, fehlte auch die Bodenkultur ganz. Gerade das Beispiel Amerikas hätte eigentlich schon früher zur Revision unserer Anschauung führen müssen, da in diesem ganzen Gebiet nur an einer einzigen Stelle, in Peru, sich irgend etwas ähnliches finden liess wie eine Hirtenwirtschaft. In dem ganzen ungeheuren Gebiet war sonst nur der Hund als vierfüssiges Haustier bekannt.

Also durch ungeheure Räume geht die Verbreitung einer niedriger stehenden Bodenwirtschaft, die mit unserm Ackerbau, wie wir ihn kennen, sehr wenig zu thun hat. Ich habe mich unter solchen Umständen genötigt gesehen, die bis dahin gültige Nomenklatur durch eine präzisere zu ersetzen und habe die Form der Bodenbearbeitung, die die unterste und älteste ist, als »Hackbau« bezeichnet.

II. Der Hackbau.

Dieser mein Hackbau unterscheidet sich von unserm Ackerbau, der sich der Hülfe unserer Haustiere bei der Bestellung des Ackers in so grossem Umfange bedient dadurch, dass er die Haustiere nicht so benutzt. Sie mögen vorhanden sein oder nicht, zur Bodenbearbeitung stehen sie in gar keinem Verhältnis. Ferner unterscheidet sich der Hackbau der tropischen Gegenden, wie er jetzt meist noch existiert, von dem Ackerbau, der sich jetzt der gemässigten Regionen auch der neuentdeckten Länder, zum Teil ziemlich plötzlich, bemächtigt hat, durch Überwiegen der tropischen Knollen über die Getreidearten, während bei unserm Ackerbau alle andern Früchte gegen das Getreide verhältnismässig sehr zurücktreten. Trotzdem hat auch der Hackbau eine ganze Reihe von Getreidearten für sich gewonnen, von denen das wichtigste amerikanische Getreide der Mais, das wichtigste afrikanische neben vielen weniger wichtigen Arten die Durrha ist. Das unterscheidende Merkmal bleibt dann, dass für unser Getreide der Pflug den Boden herrichtet, den das Rind oder andere Tiere ziehen, für diese Getreide, soweit sie dem Hackbau treu geblieben sind, der Mensch selbst die Bearbeitung des Bodens übernimmt und zwar fast stets mit der Hacke, nach der ich die ganze Form benannt habe.

Wenn wir uns nun in unserem eigenen Kulturkreise umsehen, werden wir bald genug erkennen, dass auch bei uns sehr umfangreiche Gebiete der Bodenwirtschaft nicht an den Pflug übergegangen sind, dass vielmehr auch bei uns der ganze Gartenbau

der Hacke treu geblieben ist, soweit sie nicht durch den neueren Spaten ersetzt ist, dass zum Beispiel der kulturell so hoch wichtige Weinbau sich immer noch der Hacke bedient. Ja, was noch wichtiger ist, schon vor mehreren Jahrzehnten ist von einem hochbedeutenden Gelehrten ausgesprochen, Oswald Heer, dem die Erforschung der Pfahlbauten so viel verdankt,*) dass eine unserer Getreidearten bereits vor der Einführung des Pflugs und vor der allgemeinen Verbreitung des Rindes als Zugtier von den ältesten Bewohnern der Pfahlbauten auf Feldern gebaut wurde, die nur mit der Hacke bestellt waren, wie ich hier noch einmal nach dem Muster Jakob Grimms und Victor Hehns, denen ich folge, schreiben werde, der Hirse! Es ist seltsam, dass eine Bemerkung, die ein Mann von der Bedeutung Oswald Heers als das unmittelbare Resultat der Funde niederschrieb, so wenig Beachtung gefunden hat, denn dass zum Teil aus dieser Quelle, zum Teil aus historischen und sprachlichen Erwägungen bloss ein hohes Alterthum der Hirse gefolgert wurde z. B. von Hehn,**) den hier wie so oft andere aus- und nachgeschrieben haben, entspricht durchaus nicht der Bedeutung dieser Entdeckung. Es handelt sich hier darum, dass der Hirse zu einer Zeit auftaucht, in der von Rind und Pflug noch nicht die Rede ist. Diese Entdeckung widersprach aber dem Schema und wurde wohl deshalb vernachlässigt. Für mich hat diese Bemerkung Oswald Heers natürlich die grösste Bedeutung, denn sie giebt mir eine historische Bestätigung zu dem, was ich auch aus der heutigen geographischen Verbreitung des Hirse beweisen kann.

---

*) Pflanzen der Pfahlbauten. Neujahrsblatt der naturforschend. Gesellschaft Zürich auf 1866. Zürich 1865, 4°, S. 17.

**) Victor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere. 5. Aufl. Berlin 1887, 8°, S. 55 u. 458.

III. Die geographische Verbreitung des Hirse.

Ich will nicht nach Hehn und nach meiner eigenen Arbeit die Citate wiederholen, aus denen eine ehemalige grössere Bedeutung des Hirses durch unsern ganzen Kulturkreis von West nach Ost, von Spanien bis nach China hervorgeht. Ich will mich hier vielmehr darauf beschränken, nur die Resultate meiner Arbeit zu rekapitulieren. Danach ist der Hirse, wie es scheint, durch das ganze Gebiet des Ackerbaus verbreitet. Er spielt an manchen wirtschaftlich zurückgebliebenen und altertümlichen Stellen, wie im Kaukasus, noch heute eine grosse Rolle. Er verrät aber überall deutlich, dass er aus einer wichtigeren Stellung verdrängt ist.

Das kommt ja wunderhübsch in unserm Kindermärchen zum Ausdruck, wo der Hirsebrei noch eins der vornehmsten und Haupt-Gerichte ist, denn besonders in letzter Zeit verdrängt ihn im praktischen Leben überall der Reis.

Auch heut zu Tage steht übrigens der Hirse in einem gewissen Gegensatz zu den übrigen Getreidearten. Während diese ohne den Pflug eigentlich nicht existieren können, und nur selten als grosse Ausnahme einmal auf Land gebaut werden, welches nicht durch den Pflug, sondern durch Hacke oder Spaten vorbereitet ist, ist dagegen der Hirse wahrscheinlich ganz im Kleinbetrieb stecken geblieben, sonst müsste er sich mehr in den Vordergrund drängen. Uns Norddeutschen z. B. ist aber der Hirse auf dem Felde ein ganz fremdes Gewächs. Höchst selten wird ihn einer von uns zu sehen bekommen, und trotzdem

nimmt er nach einer interessanten Angabe doch noch 0,07 % der Anbaufläche in der preussischen Monarchie ein, es sind also von 10000 Hectaren 7 mit Hirse bestellt.*) Möglich ist diese Bedeutung für den Kleinbetrieb deshalb, weil der Hirse verhältnismässig sehr hohe Erträge bringt, viel höhere als sonst unser Korn; er wäre deshalb sicher nicht durch die andern Getreidearten verdrängt worden, wenn diese Erträge nicht sehr schwankend wären. Auch dadurch wird er für den Kleinbetrieb geeigneter gemacht, weil hier das Risiko nicht so gross ist. Für den Grossbetrieb, der schon seit uralten Zeiten, jedenfalls seit viel längeren Zeiten, als wir anzunehmen pflegen, finanzielle Lasten zu tragen hat, die jedes Jahr wiederkehren, Gülten, Zehnten, Pachten, Hypotheken oder wie sie sonst heissen, ist deshalb der Hirse sehr ungeeignet, weil der Grossbetrieb ganz anders rechnen und berechnen muss wie der Kleinbetrieb, in dem es auf die einzelne Frucht nicht so genau ankommt, wenn das Resultat nur im allgemeinen günstig ist und in dem die Auslagen kaum eine Rolle spielen.

Die wichtige und überraschende, ja ich sage nicht zu viel, in gewissem Sinne für mich erlösende geographische Thatsache ist die Verbreitung des Hirses als Kulturpflanze über das Gebiet unseres Ackerbaus hinaus. Noch in Daurien, d. h. also bis an die Zuflüsse des Amur, wurde, bis 1654 die chinesische Regierung die gesammte Bevölkerung verpflanzte, Hirse als Hauptfrucht neben unserm Getreide in unserm Ackerbaubetrieb gebaut. Er spielt überhaupt in diesem nordöstlichen Grenzgebiet unseres Ackerbaus eine sehr grosse Rolle.

Neben den Dauren wohnen aber den Unterlauf des Amur entlang die Giljaken. Sie bauen wie es scheint jetzt selbst keine Hirse mehr, wie sie es vielleicht einst gethan haben, sondern tauschen dies, ihr Hauptbrotgetreide, von den Chinesen ein. Die Giljaken sind aber den Ainos stammverwandt, der eigentümlichen Rasse, die die Nordinsel Japans, Jeso, und den Süden Sachalins bewohnen. Diese Ainos kennen unsern Ackerbau nicht, für den Reis, den sie aus Japan beziehen, ist ihr Klima zu kalt; da

*) Körnicke und Werner, Handbuch des Getreidebaus. Bonn 1885. 8°. II, 164.

sie nun irgend etwas bauen und Hirse haben, werden sie denselben wohl selbst ziehn und zwar im Hackbetrieb.*) Von China und Japan werde ich bei der Ausbreitung des Ackerbaus zu sprechen haben, aber während die südchinesische autochthone Reiskultur schon früh vom nordchinesischen Ackerbau, der von Westen einwanderte z. Teil selbst den Pflug, allgemein wenigstens die Verwendung eines Zugtieres adoptierte, hat sich die *Urbevölkerung Formosas* von allem fremden Einfluss frei gehalten, und hier wird *im Hackbetrieb noch heute der Hirse* gebaut.**)

Wir wissen wann zusammen nach Java Pflug, Rind resp. Büffel und Reis kamen. Aber auch hier wurde nach einer interessanten Notiz die Ernährung des Volks früher durch den Hirse bestritten.***)

Die wirtschaftlich sehr zurückgebliebene Alfurenbevölkerung der Molukken wird nahezu mühelos durch den Sago ernährt, auch hier kennt aber der alte Rumphius die Kultur des Hirse. *Das bedeutet, dass erst die Ausdehnung des Ackerbaus in den neuen Gebieten der neuen Welt unsern Getreidearten den Vorrang über den Hirse gegeben hat*, und so erst verstehen wir das bedeutungsvolle Faktum, dass die älteste Getreideart, die Gerste, weiter verbreitet ist wie die jüngere, der Weizen, dem sie freilich in den Centralgebieten jetzt nicht mehr an Wichtigkeit gleich kommt, dass aber *selbst über das Verbreitungsgebiet der Gerste und damit über das Gebiet des Ackerbaus hinaus der Hirse nach Osten und Südosten hinausreicht.* Ich werde aus diesen Thatsachen noch einige wichtige Folgerungen für das Alter der menschlichen Kultur abzuleiten haben.

---

*) *Joest*, Zeitschrift für Ethnologie XIV 1882. S. 184/5.

**) *Joest*, Zeitschrift für Ethnologie XIV 1882. S. 60.

***) *Thunberg*, Reise. Berlin 1792. 8° I, 2, 246.

IV. Die wirtschaftliche Stellung der Hirten.

Wenn man bisher geneigt war, die Hirten als die zweite Stufe der Menschheit anzusehen, so konnte das nur geschehen, weil man ausschliesslich stets von unsern Verhältnissen und von unsern Anschauungen ausging. Man übersah dabei ganz, dass dasjenige Produkt, auf welches der Hirt nach unsern Anschauungen rechnet, die Milch, kein naturgemässes Produkt darstellt, dass es vielmehr einer langen Gewöhnung und einer langen Zucht beim Tier, und eines bestimmten Anschauungskreises beim Menschen bedarf, wenn die Milch eine wirtschaftliche Rolle spielen soll. Was die geographische Verbreitung des Milchgenusses anlangt, so hat ganz Amerika vor der Entdeckung den Milchgenuss nicht gekannt. Das einzige Haussäugetier Amerikas ausser dem Hunde, das Lama, ist auch in modernen Verhältnissen niemals an die Milchproduktion gewöhnt worden, und in wie weit die heutige indianische Bevölkerung sich bei unsern Milchtieren daran gewöhnt hat, lässt sich zunächst noch garnicht sagen, weil man auf diese Frage nicht genügend geachtet hat. Zunächst ist es mir noch sehr fraglich, ob selbst da, wo der indianische Urbewohner Rind und Ziege angenommen hat, er sich auch zugleich an den irgendwie regelmässigen Genuss der Milch gewöhnt hat, und so die reichliche Milchabsonderung bei seinen Tieren unterhält.

Man hat sich bis dahin die Einführung der Tierzucht in die Wirtschaft des Menschen ganz falsch vorgestellt. Verhältnismässig leicht gelungen ist die Erwerbung des Hundes als Haus-

tier. Er stellt aber auf den untersten Stufen mehr einen Genossen als einen Gehülfen dar. Er ist sogar mehr ein Genosse der Weiber als der Männer, d. h. er hält sich mehr am Lagerfeuer auf, wie sonst wo, und wahrscheinlich ist überhaupt das Lagerfeuer es gewesen, was die Abkömmlinge gezähmter Wölfe, Schakale und Füchse, d. h. die Urvorfahren unseres Haushundes an den Menschen fesselte. Wir alle kennen die Macht, die der Anblick des Feuers und der Genuss seiner Wärme auf uns, auf den Hund und z. B. auch auf die Katze ausübt. Von einer Zähmung wird zuerst beim Hunde nur wenig die Rede gewesen sein; sehr allmählich stellte sich mit der fortschreitenden Gewöhnung hier und da ein festeres Verhältnis ein. Oft wurde in Afrika und Amerika der Hund nur als geduldeter Genosse gelitten und nur beim Verspeisen geschätzt. Seltener wie man denkt, wird er als Jagdgenosse vom Wilden verwendet, eben so selten ist die Verwendung als Transporttier, d. h. als Trag- und Zugtier. Auch dann, wenn der Zughund als Schlittenhund eine notwendige Lebensbedingung für den Eskimo und den Nordasiaten darstellt, tritt keine Spur von dem freundschaftlichen Verhältnis ein, wie es sich in unserm Kulturkreis zwischen dem Hunde und seinem Herren ausgebildet hat. Ebenso giebt es ausserhalb unseres engeren Kulturkreises, also ausserhalb der westasiatischen und europäischen Welt keine Spuren jener wichtigen Stellung, die sich bei uns der Hirtenhund erworben hat. Selbst bei den Lamahirten Südamerikas war so wenig davon die Rede, dass ihr Hund nicht einmal die allernotwendigste Voraussetzung eines Hirtenhundes oder auch nur eines Wächters hatte, eine seinem Herren verständliche Sprache, nämlich das Bellen, das nur der Hund der östlichen Hemisphäre erworben hat. Auch in Afrika ist vom Hirtenhunde nirgends die Rede, mit Ausnahme der noch von unserer Kultur beeinflussten Strecken und Völker im Norden. Einige der wichtigsten Herdentiere, selbst der Nomaden, machen zudem den Hirtenhund gänzlich überflüssig, so Pferde, Kamele und Esel. Selbst ein so ungemein wichtiges Herdentier wie die Ziege, kommt meist ohne Hund aus. Es ist also nur das Schaf, welches bei uns den Hund erfordert, und selbst bei ihm ist es schon im Orient anders, denn dort folgen

»die Schafe dem Hirten und kennen seine Stimme«. (Ev. Joh. X, 1—6). Es kann also keine Rede davon sein, dass der Umstand, dass der Hund, wie es allgemein anerkannt ist, das älteste Haustier ist, irgend wie damit zusammen hängt, dass die Hirtenstufe ein notwendiges Entwicklungsglied in der Geschichte der Kulturmenschheit darstellt und die Zähmung des Hundes als Hirtenhund dieser Wirtschaftsstufe allein ermöglicht hätte, wie das früher oft ausgeführt ist. Das ist eben nicht der Fall.

Die Möglichkeit, als Hirt seine Existenz auf seine Herde zu gründen, gewann der Mensch erst, als seine Tiere ihm ein Produkt gaben, von dem er sich nähren konnte d. h. die Milch. Die Milch unserer Herdentiere ist aber in dem Umfange, dass sie eine Nebennutzung des Menschen erlaubt, eine erworbene Eigenschaft. Die wilden Verwandten unserer Rinder, Ziegen und Schafe produzieren so viel, wie das Kalb resp. Lamm gebraucht, mehr nicht. Wäre es also dem Urvorfahren unserer Kultur eingefallen, sich z. B. einer Wildziege zu bemächtigen, um ihre Milch zu geniessen, — ein so fremdartiger Gedanke, dass er niemals einem andern Wilden gekommen ist — so wäre, wenn sonst alles gut gegangen wäre, doch das Lamm aus Mangel an Nahrung zu Grunde gegangen. Von einer Fortpflanzung und Zucht hätte also auch hier keine Rede sein können. Dass aber Jägerstämme Tiere gezogen haben sollen, von denen sie keinen Nutzen hatten, in weiser Voraussicht der künftigen Entwicklung, ein solcher Gedanke schickt sich für ein Idyll im Style Gessners, aber sonst doch nirgends. In Wirklichkeit müssen also diejenigen Leute, die die ersten Tiere gezähmt haben, die Zucht dieser Tiere betrieben haben, ohne dass sie an die künftigen Produkte dachten und denken konnten, und diese zwecklose und unbewusste Zucht muss so lange fortgedauert haben, dass sich die Produkte, also auch die Milch so weit entwickelten, dass sie wirtschaftliche Bedeutung erlangen konnten. Dann hat allerdings der Gedanke an die wirtschaftliche Bedeutung sich sofort in den Vordergrund gedrängt. Noch schwieriger wird das Problem durch eine langjährige uralte Erfahrung der Praxis, die man merkwürdiger Weise nie auf dieses Gebiet angewendet hat. Wenn wir einen zoologischen Garten

besuchen, finden wir gelegentlich eine Tafel auf der mit grossen Buchstaben steht: »Das Junge wurde im Garten geboren« und warum das? Weil der Direktor alle Ursache hat, auf einen solchen Erfolg stolz zu sein. Es kommt sehr selten vor, dass selbst in unsern ausgezeichnet ausgestatteten und wissenschaftlich geleiteten Gärten einmal gefangene Tiere zur Fortpflanzung kommen. Man kann als Satz aufstellen, dass sich in der Regel gefangene Tiere nicht fortpflanzen. Wir brauchen nur an die zahllosen Hasen und Eichhörnchen, Raben, Dohlen, Elstern, Sperlinge und andere Finken u. s. w. zu denken, die gewohnheitsmässig alle Jahre in vielen tausenden von Exemplaren in die Gefangenschaft des Menschen kommen und regelmässig, ohne sich fortgepflanzt zu haben, zu Grunde gehen. Kein einziger Vogel ist aus diesem Kreise als Haustier hervorgegangen (beim Kanarienvogel liegt die Sache anders) und von den Säugetieren kein anderes wie das Kaninchen.

Südamerikanische Indianer, z. B. des Waldgebiets, sollen eine wahre Leidenschaft haben, zahme Tiere zu halten; ihre Hütten sollen meist wahren Menagerien gleichen. Der Kreis ihrer Pfleglinge reicht vom Tapir und Ameisenbär zu den zartesten Affen und umschliesst alle Papageien und Waldhühner; trotzdem sind aus diesem ganzen Kreise nur die Moschusente und, wenn man will, auch das Meerschweinchen hervorgegangen. Das Lama hat ein sehr kleines Gebiet, und auf diesem Gebiet eine sehr beschränkte Bedeutung. Seine Zucht ruhte auf wirtschaftlichem Boden, vollzog sich aber unter Verhältnissen, die von den unsern völlig abwichen.

Unsere Hirten, wie wir sie typisch in der Nomadenbevölkerung Asiens vertreten finden, leben aber zum grössten Teil von der Milch ihrer Tiere, d. h. ihre Herden gewähren ihnen durch den Überschuss der Milchproduktion über das hinaus, was zur Erhaltung der Jungen nötig ist, den wesentlichen Theil ihres Unterhalts. Besehen wir uns aber die Existenz des Nomaden genauer, so sehen wir bald, das zu einem nicht geringen Teil der Nomade nicht nur von der Milch seiner Tiere lebt, dass er vielmehr einen ganz bedeutenden Teil seiner Nahrung im Austausch für Produkte oder Leistungen seiner Tiere bezieht. Unter

den Produkten seiner Tiere spielt nur selten der Käse, also ein haltbares und versandbares Produkt der Milch, eine grössere Rolle. Meist liefert vielmehr dem Nomaden sein Tier so wenig Milch, dass er sie selbst verbrauchen muss. Für den Versand kommt für den Nomaden ganz unvergleichlich mehr die Wolle seiner Tiere in Betracht. Aber auch diese Wolle unserer Haustiere beruht auf einer erworbenen Eigenschaft. Weder das Schaf noch das Kamel besitzen ursprünglich ein Wollkleid, von dem man einen umfassenderen Gebrauch hätte machen können. Eine andere wichtige Quelle für den Gewinn solcher Dinge, die ihm seine Herde nicht verschafft, ist für den Nomaden der Austausch der Leistungen seiner Tiere, d. h. ihre Verwendung als Transporttiere für den Handel. Nur auf diesem Wege verschafft sich z. B. der Nomade Innerasiens denjenigen Nahrungszuschuss, ohne den er nicht leben könnte: den Hirse und den Ziegelthee. Ebenso spielt für den arabischen Nomaden Gerste und Reis als Zuschuss zur Nahrung eine grosse Rolle. Die Ausnahmen von dieser Regel, dass auch für die Hirten neben der Milch und dem Fleisch ihrer Herdentiere ein vegetabilischer Zuschuss zur Nahrung erforderlich ist, sind so unwesentlich, dass man sie ganz gut übergehen kann.

Für die richtige Auffassung der historischen Stellung des Nomaden werden gerade diese Thatsachen von grosser Wichtigkeit sein, und seine Rolle wird dadurch wahrlich nicht an Wichtigkeit verlieren. Einmal wurde der Hirt durch die Notwendigkeit, durch Austausch rückwärts aus dem Ackerbaugebiet einen wichtigen Teil seiner Nahrung zu beziehen, in die Rolle des Handelsmannes gedrängt. Seine zahlreichen Transporttiere, die zu gewissen Zeiten eine Notwendigkeit für ihn waren, deren Kräfte aber nicht immer gebraucht wurden, gaben ihm die Möglichkeit, auch wenn seine Fähigkeiten nicht dazu ausreichten, den Handel selbst zu treiben, doch wenigstens als unselbständiger Vermittler im Dienste eines grösseren Händlers den Karawanen-Transport zu besorgen. So unterscheidet sich etwa die Stellung der westasiatischen und der centralasiatischen Nomaden. Die Minaeer, Nabataeer und Homeriten, die Nomaden Nordarabiens in der älteren Zeit, sind als selbständige Handelsleute wichtig, Tartaren, Mongolen und Kirgisen Centralasiens

fungierten als Karawanenführer im Dienst anderer Unternehmer, z. B. während des Mittelalters in dem der syrischen, persischen und arabischen Kaufleute und wenn diese grossen Unternehmungen fehlten, beschränkten sie sich darauf, den Handel mehr im kleinen, als Zwischenhändler zwischen zwei Gebieten von einer Seite zur andern durch ihr eigenes Land zu vermitteln. Es ist aber kein Zweifel, dass die Bedeutung dieses Handels für die ganze Kultur kaum überschätzt werden kann. Wir werden nachher sehen, dass die wirtschaftliche Grundlage unserer ganzen Kultur, der Ackerbau unter andern Bedingungen über sein ungeheures Gebiet verbreitet ist, aber schon seine verhältnismässig schnelle Ausbreitung deutet darauf, dass von Volk zu Volk über ungeheure Räume hin ein freier Verkehr möglich war. Und diesen wird schon damals der Handel geschaffen haben und eine ganz wesentliche Rolle wird dabei den Nomaden zugefallen sein.

Die Notwendigkeit für den Nomaden, sich irgendwo Brotgetreide oder andere Vegetabilien zu verschaffen, giebt aber auch häufig seinen Bewegungen die ausschlaggebende Richtung.

So scheint das wichtigste Eingreifen der centralasiatischen Nomaden in unsre Geschichte als Hunnen und Mongolen wesentlich dadurch bedingt zu sein, dass zu jener Zeit China stark genug war, um seine Grenzen den Nomaden zu verschliessen und die Ausfuhr von Brotfrüchten zu verbieten. So wurden denn gerade die äussersten Nomaden gezwungen, sich auf ihre Nachbarn zu werfen und in beiden Fällen fand die Welle, die von den Grenzen Chinas ausgegangen war, erst im westlichen Europa ihren Halt.

V. Die Milch und die Entstehung der wirtschaftlichen Verwertung der Milch.

Wenn, wie ich früher entwickelte, in dem grössten Teile Europas und Asiens eine ältere Form der Bodenbestellung vorhanden gewesen ist, so bleibt in diesen selben Gebieten natürlich kaum noch Raum übrig für die Entwickelung einer nomadischen Bevölkerung. Auch hatte nach dem oben Ausgeführten die Hirtenbevölkerung nicht einmal jene wirtschaftliche Selbständigkeit, die man von einer Stufe verlangen muss, sie blieb vielmehr wirtschaftlich abhängig von der ackerbauenden Bevölkerung, von der sie einen sehr erheblichen Teil ihrer Nahrung entnehmen musste. Es giebt fast keine Hirten, die ohne Brotgetreide auskommen. Deshalb können also schon die Hirten den Ackerbauern nicht vorangegangen sein, aber auch das Produkt ihrer Herdentiere, welches die Hauptnahrung der Hirten ausmacht, die Milch, ist weder von Anfang an vorhanden gewesen, noch ist sie so ohne weiteres als ein naturgemässes Produkt anzusehen. Jedes Säugetier-Weibchen produziert nur je nach dem Bedarf seiner Jungen Milch, und wenn der Bedarf des jungen Tieres mit der naturgemässen Entwickelung sinkt, sinkt auch die Produktion bei der Mutter. Es entspricht daher durchaus nicht den wirklichen Verhältnissen und war sehr thöricht, wenn man sich den Übergang vom Jäger zum Hirten, der von der Milch seiner Tiere lebt, leicht vorstellte. Niemals wäre der Jäger in der Lage gewesen, die verhältnismässig grossen Säugetiere, welche allein wirtschaftlich wichtig geworden

sind, jahrelang in Pflege und Zucht zu erhalten. Bei allen Jägerstämmen wechseln Zeiten des Überflusses mit fürchterlicher Not. Ein kleinerer Liebling, der sich an die Gefangenschaft gewöhnt hat und an den die Wilden gewöhnt sind, mag einmal eine solche Notperiode überstehen; dass aber grosse Tiere, deren wilde Verwandten als Jagdwild geschätzt waren, jemals mehrere solcher Notperioden überlebt hätten, ist sehr unwahrscheinlich. Ganz unwahrscheinlich ist es, dass gerade solche Tiere allmählich von Jägern zu einer stärkeren Milchproduktion herangezogen wurden. In Wirklichkeit muss aber die Milchproduktion dieser Tiere sehr allmählich und langsam endlich so weit gestiegen sein, dass die Milch wirklich als ein Hauptfaktor in die Wirtschaft des Menschen eingestellt werden konnte. Wenn ein weibliches Säugetier sein Junges verliert, so stellen sich in der Regel gewisse abnorme Erscheinungen ein, die zu sehr bedenklichen Erkrankungen führen können, und die Milch versiegt. Beim menschlichen Weibe ist es ja nicht anders. Diesen abnormen Erscheinungen werden unsere Kühe und Ziegen, die seit Tausenden von Jahren daran gewöhnt sind, entzogen, indem man ihnen täglich die produzierte Milch abmelkt, aber, bei Tieren, die nicht daran gewöhnt sind, wird das seine grossen Schwierigkeiten haben. Das einfachste und natürlichste Verfahren, das diese Schwierigkeiten umgeht, wäre ja, die Milch durch menschliche Säuglinge absaugen zu lassen, wie das hier und da auch wirklich einmal vorkommt, aber natürlich wäre auf ein solches Verfahren niemals eine Wirtschaft zu gründen gewesen. Der Gedanke, die Milch eines weiblichen Säugetiers für die menschliche Wirtschaft zu verwenden, ist auch nicht selbstverständlich und von Natur gegeben. In ganz Amerika ist dieser Gedanke niemals aufgetaucht, auch nicht bei den Kulturvölkern Mexikos und Perus, ja in einem ungeheuren Kulturkreise, in dem unser Ackerbau Eingang fand, hat die wirtschaftliche Verwendung der Milch niemals Boden gefunden. China und Japan haben in uralter Zeit unsern Ackerbau angenommen. Sie haben sich von Indien her später den ganzen Buddhismus geholt; China hat daneben jahrhundertelang unter mongolischen und tatarischen Kaisern gestanden, und doch hat der Milchgenuss keinen Eingang gefunden, nicht einmal in

der doch sehr verlockenden Form eines gegorenen oder berauschenden Getränks, das diese Völker im Kumys haben. Der Chinese sieht in der Milch immer noch etwas Ekelhaftes, weil er sie als krankhafte Abscheidung des weiblichen Tieres ansieht, die nur für den Genuss des neugeborenen Tieres bestimmt ist, wie die der menschlichen Mutter für ihren Säugling. In unserm ganzen asiatisch-europäischen Kulturkreise lässt sich dagegen nirgends mehr ein derartiges Gefühl nachweisen. Ohne Zweifel nicht deshalb, weil derartige Opposition nicht vorhanden gewesen ist, sondern, weil diese Opposition schon in vorhistorischer Zeit niedergeworfen wurde. Nur aus Indien haben wir Nachrichten, die es wahrscheinlich machen, dass einst die schwarze Urbevölkerung Vorderindiens vielleicht schon Rinder hatte, aber ihre Milch nicht benutzte, dass vielmehr erst der siegende Brahmanismus auch diesen Elementen die Verwendung der Milch aufdrängte.*)

Auch die Stellung der einzelnen Milchtiere spricht so scharf wie möglich gegen ein ehemaliges Hirtendasein unsrer Vorfahren in der Kultur. Dasjenige Tier, von welchem wir die meiste Milch gewinnen, ist und bleibt das Rind. Das Rind aber finden wir als Herdentier eigentlich nie im Besitz der Nomaden, die vielmehr von unsern Milchtieren Schaf und Ziege bevorzugen, und weiterhin auch allgemein die Milch ihrer Kamele, zu einem Teil auch die Milch ihrer Pferde verwenden. Der Vetter des Pferdes, das älteste Transporttier der Nomaden, der Esel, ist dagegen, wie es scheint, niemals zur wirtschaftlichen Verwendung seiner Milch herangezogen. Nun ist aber in unserm Kulturkreis das Rind überall in den Händen der bodenständigen Ackerbaubevölkerung geblieben, nur in Afrika ist es auch in die Hände von Hirtenstämmen gekommen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Hirten weichen aber völlig von denen unserer typischen asiatischen Nomaden ab.

Oben habe ich glaublich gemacht, dass durch ganz Asien und Europa, soweit sich eine bodenständige Bevölkerung halten konnte, schon früh die Bewohnerschaft zu einer Form des Bodenbaues fortgeschritten war, die im Hackbaubetriebe den Hirse

---

*) H. Zimmer, Altindisches Leben. Berlin 1879, 8°, S. 115.

als Brotfrucht baute. Eine solche bodenständige Bevölkerung war später besonders geeignet, den Ackerbau, der sich ihr als eine höhere Kulturstufe bot, anzunehmen, und der Ackerbau ist ja dann auch bis in unsre Tage die wirtschaftliche Grundlage unserer ganzen Kultur geblieben. Mit dem Ackerbau ist aber in unserm ganzen Gebiet auch der Genuss der Milch, vor allem der Kuhmilch bei uns eingedrungen. Ich glaube also, dass die Wurzeln beider Dinge zusammengehören.

Unsere Form der Bodenbestellung, der Ackerbau, schliesst die Verwendung eines grösseren Tieres als Zugtiere am Pfluge ein. Er verbindet damit auch gewisse Ideen, die zuerst im religiösen Gewande auftraten, und er verbindet damit den Gedanken des Genusses der Milch, ja auch den der Verwendung der Milch bei dem Opfer für die Gottheit. Diese Reinheit der Milch, im Gegensatz zur chinesischen Anschauung, der Gedanke, dass die Milch für die Gottheit wie für die Menschheit verwendet werden darf, muss aus demselben Gebiet hervorgegangen sein, aus dem die Verwendung des Rindes am Pflug hervorging. Beide, an und für sich sehr verschiedenen Dinge, lassen sich aber auch mit einigen Dingen und Vorstellungen in Zusammenhang bringen, die freilich für uns den Zusammenhang mit den religiösen Vorstellungen, aus denen sie einst hervorgegangen sind, längst verloren haben, so dass jetzt diese Vorstellungen und ihr Zusammenhang erst mühsam rekonstruiert werden müssen.

Nimmt man an, und ich sehe mich dazu gezwungen, dass unser Ackerbau mit Haustierhaltung und Milchbenutzung k e i n e an und für sich gegebene Form ist, so werden wir auch gezwungen, nach einem Ursprungslande zu suchen und nach einem Kreise von Vorstellungen, aus dem diese so eigentümlich geschlossene und abgerundete Form hervorwuchs. Dies Ursprungsland suche ich im Unterlauf von Euphrat und Tigris, wo auch die Archäologie das Ursprungsland sucht und findet. Ich werde nachher noch bei der Besprechung der Verbreitung des Ackerbaus auf die unterstützenden Thatsachen einzugehen haben, hier nur so viel.

Durch alle Kulturen, die den Ackerbau angenommen haben, gehen einige Grundzüge, die an der Wurzel mit der Entstehung

der ganzen Formen aufs innigste verwachsen sind. Wir werden noch einige andere Dinge berühren, wollen hier aber das eine, ein mythologisch-religiöses Element erwähnen, weil es mit der Entstehung der Rinderzucht und dem Gebrauch der ältesten Milch, der Rindermilch und mit der Entstehung des Ackerbaus aufs innigste verwachsen ist, den Mondkultus. Durch alle westlichen Kulturen bis nach Indien hinein, in eigentümlicher Ausbildung wahrscheinlich auch in China erkennbar, geht der Gedanke, dass der Mond auf das Gedeihen der ganzen organischen Welt von grösstem Einfluss ist, dass seine wechselnde Gestalt mit der Fruchtbarkeit und dem Wachsen der Pflanzen und Tiere im innigsten Zusammenhang steht. Auch ausserhalb der westasiatisch-europäischen Welt haben Mond und Sonne ihre mythologische Verkörperung im Gedankenkreis der einzelnen Völker gefunden. Nirgends ist der Ausdruck so prägnant gewesen, nirgends ist die Wichtigkeit nicht der Sonne, wohl aber die des Mondes so gross gewesen, wie in jenem Gebiet, in dem unser Ackerbau entstand. Es hat mich früher befremdet, dass die Mythologen über diese Dinge nicht so klar waren, wie es mir unabweisbar notwendig erschien, aber ich bin jetzt der Ansicht, dass das dadurch verständlich ist, dass der religiöse Mythus aller in Betracht kommenden Völker zur historischen Zeit schon weiter gebildet war, dass überall die systematisch ausgebildete Priesterreligion über diese Vorstellung des Volkes schon fortgekommen war und so diese Ansicht über die Wichtigkeit und den Einfluss des Mondes auf alles Wachsen und Gedeihen bei Mensch, Tier und Pflanze in die nicht so markant ausgedrückten, aber um so tiefer wurzelnden Vorstellungen des Volks zurückgedrängt war

Bekanntlich dauert bei uns im Volke auch heutzutage noch die Vorstellung fort, dass das Gedeihen der Kulturpflanzen, Säen und Ernten und eine ganze Reihe weiterer Verrichtungen des wirtschaftlichen Lebens mit dem Monde zusammenhängen. Der Stand der Sonne, der doch überall so ungeheuer viel wichtiger ist, wird erfahrungsmässig mit in Betracht gezogen, ein mythisches Element fehlt hier ganz; das ist für mich ungemein bezeichnend für die einstige hohe Bedeutung des Mondes für unsre ganze Kultur.

Ich glaube, aus diesem so ungeheuer weit verbreiteten Volksglauben über den Mond kann ich ohne weiteres eine ehemals religiöse Vorstelluug von grösster Wichtigkeit zurückkonstruieren. Der Mond mit seinem schwankenden Lauf, mit seinen verschiedenen Phasen ist sicher der erste Gegenstand der Beobachtung gewesen und zwar bei der gesamten Menschheit; er ist unser frühester Zeitmesser gewesen. Wenn wir die ältesten Menschen in den Tropen suchen, so hat die Sonne sicher für sie durchaus nicht jenes spannende Interesse gehabt, wie der Mond. Im Gürtel der Tropen sind die Jahreszeiten zum Teil ja viel weniger ausgeprägt, zum Teil hängen sie auch gar nicht bloss von dem Sonnenstande ab, wie in unsern höheren Breiten. Für den Mond hatte aber das Menschengeschlecht seit den urältesten Zeiten ein äusserst lebendiges Interesse, das zumeist auch irgend einen mythologischen Ausdruck erhielt. Die Fruchtbarkeit des menschlichen Weibes beginnt regelmässig mit dem Auftreten der Menstruation, und diese Menstruation wiederholt sich in Perioden bis zum Beginn der Schwangerschaft. Diese Perioden haben aber dieselbe Länge wie der einmalige Umlauf des Mondes. Für diese wichtige Berechnung, — auch auf den rohesten Stufen der Menschheit, haben Mann und Frau ein Interesse daran, ob sie Vater und Mutter werden sollen, — diente in der älteren, einfacheren Zeit überall der Mond. In sehr vielen Mythologien hat das darin seinen Ausdruck gefunden, dass die weibliche Fruchtbarkeit, oft selbst noch die Geburt der Fürsorge der Mondgöttin unterstellt wurde. In Spuren lässt sich das auch noch in der griechischen und römischen Mythologie nachweisen. Diana zum Beispiel ist in Rom in der Form der Lucina, also der Leuchtenden, die göttliche Hebamme. Später hat sich dies ursprüngliche Verhältnis vielfach verdeckt. In Babylon steht später neben der grossen Göttin der Wollust und der Fruchtbarkeit Istar ein männlicher Mondregent Sin, aber dergleichen Verschiebungen sind leicht verständlich; ursprünglich war die grosse Göttin das Prinzip der Fruchtbarkeit, also der Mond, ferner die Allmutter, aus deren Schosse alles hervorgeht, die alles trägt und nährt, und in deren Schoss alles wieder zurückkehrt, also die Erde und endlich auch noch der Planet Venus, wie wir noch heut nach dem

Vorbilde der Babylonier sagen. Als später die Mythologie an dieser so ungeheuer viel umfassenden Gestalt weiter modellierte, blieb zum Teil der Gedanke erhalten, dass der Mond das weibliche Prinzip repräsentiere und also selbst weiblich sei. Daneben kam die andere gleichfalls richtige Auffassung zur Ausgestaltung, dass die Männer die Weiber regieren und die Weiber die Männer. Und so wurde der Mond, als Regent der weiblichen Angelegenheiten, männlich. Das Symbol der Istar blieb nichtsdestoweniger seit den ältesten Zeiten der Halbmond, zwischen dessen Hörnern der Venusstern steht, bekanntlich heut noch das Wappen der türkischen Sultane, wenn auch hier astrologisch erklärt.

Die ganze Astronomie, die ja in den ältesten Zeiten gerade in demselben Kulturkreis und vielfach auch noch heute daneben Astrologie ist, beschäftigt sich überhaupt viel mehr mit dem Monde als mit der Sonne. In dem ganzen ungeheuren Kulturkreis, der von Indien bis nach Europa reicht, ist ein und dieselbe Einteilung durchgeführt. Neben den 12 Zeichen des Tierkreises, mit denen die Monate zusammenhängen, haben wir die 28 Mondstationen. Indien hat sie ein wenig anders ausgebildet als Babylon, noch ein wenig anders sind sie in dem weitentlegenen und eigenartigen China.*) Nähere Untersuchung wird aber, wie ich hoffe, zeigen, dass auch hier ein ursprünglicher Zusammenhang mit Westasien vorliegt.

Mit diesen ganzen Vorstellungen steht auch die Zähmung des Rindes in unmittelbarstem Zusammenhang. Vorher will ich aber noch dem Einwande begegnen, als könnte von einer mehrfachen Zähmung des Rindes die Rede sein. Grosse Tiere, wie es die Rinder ursprünglich waren, sind wahrlich nicht leicht zu zähmen, selbst, wenn man dazu kommt, sie gefangen zu halten, pflanzen sie sich in der Regel nicht fort; wenn es aber doch geschieht, so kommt diese Fortpflanzung in der Gefangenschaft nach allem, was ich darüber finde, stets viel leichter durch die Kreuzung mit nahen Verwandten zu Stande als durch reine Zucht.

---

*) Albr. Weber, Abhandl. Akad., Berlin 1861, 4°, S. 400. Whitney, Journal of the Americ. Oriental Soc. VI 1860, p. 141. Whitney, Oriental & linguistic studies, 2d series, New York 1875, 8°.

Nun war neben dem Ur, dem Stammvater unseres Rindes, durch das ganze ungeheure Gebiet von Westasien bis nach Westeuropa einst ein naher Verwandter unseres Rindes verbreitet, der Wisent (leider immer noch vielfach als Auerochse bezeichnet). Sein amerikanischer Vetter, der Bison der Prärie, fälschlich meist Büffel genannt, hat sich drüben mit unserem Rinde gekreuzt. Es lässt sich daher nicht ganz von der Hand weisen, dass vielleicht in allen unsern Rindern oder doch in einzelnen Stämmen ein gewisser Bruchteil Wisentblut eingesprengt ist. Zu einer Zucht des Wisents ist es in Asien und Europa niemals gekommen. Es deutet auch nichts darauf, dass jemals irgendwo eine selbständige Zucht aus dem Wildrinde heraus ausserhalb des Vaterlandes der Rinderzucht, des Milchgenusses und des Ackerbaus unternommen und durchgeführt wurde. Dem widerspricht direkt, dass wir überall einen einheitlichen Kreis von Vorstellungen und Gebräuchen mit der Zucht des Rindes verbunden finden.

Mit demselben Vorstellungskreise wird es aber auch zusammenhängen, dass nicht der Wisent, sondern unser Rind der Mondgöttin heilig und darum gezähmt wurde. Unter andern Vergleichen des Halbmondes — vom Schiff oder Kahne werden wir nachher noch sprechen müssen, — fiel die Ähnlichkeit mit den gerade aufgebogenen Hörnern unsres Rindes auf,*) wir sprechen ja heutzutage noch von den Hörnern unsres Mondes, und sie waren der Grund, dass man gerade unser Rind der Mondgöttin heiligte und es deshalb zähmte. Die Hörner des Wisents gehen nach vorne zusammen und sind über die Stirn herabgebogen, sie konnte man nicht mit dem Mond in Verbindung bringen; aber auch sie haben in dem Kreise unserer Vorstellungen ihren Ausdruck gefunden. Die typische Gestalt des Teufels, wie wir sie gleichfalls aus Babylon übernommen haben, hat die krummen Hörner des Wisents, wie sie schon die ältesten babylonischen Cylinder zeigen, so weit sie sich nicht nach dem Muster des Bocks geändert haben.

*) Lactantius, divin. institut. I, de falsa religione c. XXI: das Rind ist dem Monde heilig: quia habet similiter cornua.

Alles deutet nun darauf, wie ich schon einmal bemerkt habe, dass das Rind, wie es noch heute das hauptsächlichste Milchtier ist, so auch das erste Milchtier gewesen ist. Gerade dieser Umstand, der der bisher gültigen Nomadenhypothese so sehr im Wege steht, macht es noch rätselhafter, wie denn nun eigentlich die Urväter unserer Kultur zum ersten Male auf den Gedanken gekommen sind, die Milch des Rindes zu benutzen. Ich glaube, auch das ist aus religiösen Vorstellungen hervorgegangen, und ich wage diese Erklärung, weil ich beweisen kann, dass die Milch bei Opfern gebraucht wurde (Plinius XIV, 14), bis sie im späteren Kult durch eine grosse religiöse Umwälzung durch den Wein ersetzt wurde, der ja auch dem heutigen Christentum noch als heilig gilt.

Für Rom sowohl, wie für Vorder-Asien scheint die Milch mit Honig vermischt die eigentlichste Götterspeise zu sein. So wurde Zeus auf Kreta ernährt, so wird daher wohl auch der vorderasiatische Baal ernährt sein, wie später sein Sohn Bacchus. Die bis zu späten Zeiten gottesdienstlich verwertete Milch hat man wahrscheinlich zuerst nur bei Opfern verwendet, bis die Verwendung bei den Opfern immer regelmässiger wurde und so endlich die Kühe und der Mensch sich so sehr an das Melken gewöhnt hatten, dass eine wirtschaftliche Verwendung der Milch als Getränk und sonst möglich war. Notwendig muss aber dieser Prozess eine sehr lange Zeit in Anspruch genommen haben, und die Tiere, an denen dieser Prozess sich vollzog, können nicht wegen der Verwendung ihrer Milch vorhanden gewesen sein, da die Verwendung derselben vielmehr ein neuer, ursprünglich fremder Gedanke war. Sie müssen aber fortwährend vorhanden gewesen, sonst wäre die Verwendung vereinzelt geblieben und wieder verschwunden. Glücklicherweise lässt sich die Anwesenheit solcher Rinderbestände, förmlicher kleiner Herden, für die älteste Zeit ableiten aus dem, was wir über die religiösen Gebräuche späterer Zeiten in denselben Gebieten kennen.

In Babylonien und den angrenzenden Ländern war noch spät das beliebteste Opfer das ganz junge Tier. Der opfernde König ist gewöhnlich mit einem jungen Opfertier, oft einer Antilope oder einem Böckchen, auf dem Arme dargestellt. Der

leitende Gedanke war dabei, dass der Gottheit das geopfert werden soll, dessen Verlust am schwersten empfunden wird. Wenn für unser Gefühl etwas Grausames darin liegt, so kann man doch Leuten keinen Vorwurf daraus machen, die sich nicht scheuten, ihre eigenen Kinder der Gottheit in demselben Gefühle zu opfern. Aus diesen Gedankenkreisen ist ja das Opfer Isaaks durch Abraham entlehnt, freilich nur um die Opposition gegen Menschenopfer zu motivieren. Nun geht durch unsern ganzen Kulturkreis die Anschauung, dass man in zweierlei Weise Tiere (und Menschen) der Gottheit opfern kann, einmal, indem man sie ihr schlachtet, einmal, indem man sie ihr weiht, d. h. sie der menschlichen Wirtschaft und dem menschlichen Gebrauch entzieht, sie aber leben lässt und dazu die Tiere in einem der Gottheit geweihten Bezirk aussetzt. Solche gottgeweihten Bezirke, in denen der Mensch nichts anrühren darf, in denen alles, was da lebt, dem Schutz der Gottheit untersteht, hat es aber in der alten frömmeren Zeit unendlich viele gegeben.

Ich habe mich also bemüht, wahrscheinlich zu machen, dass die ältesten Vorfahren unserer Kultur auf einer verhältnismässig hohen wirtschaftlichen Stufe als ein bodenbauendes Volk besonders vom Hirse lebten und dabei eine grosse Göttin der Fruchtbarkeit verehrten, die mit dem Monde identifiziert wurde und deren heiliges Tier das Rind war. Dies Volk sah sich, ich möchte sagen, mit Notwendigkeit gezwungen, das Rind in Gehegen zu halten. Keine Gottheit, deren Symbol ein Gestirn ist, macht ihren Verehrern so viel Schwierigkeiten, wie eine Mondgottheit. Sehr oft verfinstert sich der Mond, entweder zeigt er Symptome von Schwäche, wenn er teilweise verfinstert ist, oder des Zorns, indem er rot und nicht leuchtend bei totalen Finsternissen am Himmel steht. Natürlich mussten dann seine Verehrer ihm zur Hülfe kommen, oder seinen Zorn versöhnen, und naturgemäss geschah das durch Opfer, in erster Reihe durch Rinderopfer. Diese Finsternisse traten aber so oft und so unvorbereitet ein, dass man für die Opfer, die dann nötig wurden, die Rinder nicht erst einfangen konnte; man nahm sie vielmehr dann aus den Gehegen, denn der Gottheit kann man natürlich auch ihr geheiligte Tiere opfern. In diesen Gehegen vollzog sich aber

zugleich die Gewöhnung des Rindes an den Menschen und die des Menschen an das Rind. Das Tier, das vorher der Gottheit schon geheiligt war, erwies aber in diesen Gehegen auch noch, wie wohlgefällig es der Gottheit sei. Die Rinder wurden bald weiss und dadurch der Gottheit, deren Symbol der silberne Mond war, erst recht genehm. Diese letzte Behauptung ist nicht etwa freie Phantasie. Die letzten kümmerlichen Reste des Urrinds, die sich in den Gattern einiger englischer Parks erhalten haben, sind sämtlich weiss geworden. In diesen Gattern wurde nun zuerst nur für den Gebrauch der Gottheit den Kühen ein Teil der Milch entzogen, allmählich auch für den Gebrauch besonders begnadeter Sterblicher, d. h. also der Priester und der Könige. Unter den ägyptischen Darstellungen kehrt oft ein Bild wieder, wie die Göttermutter Isis den König mit ihrer Milch ernährt. Endlich sank aber, was zuerst nur der Gottheit geweiht war, zu einem Bedürfnis des täglichen Lebens herab; nur im Kult erhielt sich die Milch beim Götteropfer, bis sie kurz vor Beginn der historischen Zeit fast allgemein durch den Wein verdrängt wurde.

So ungefähr, jedenfalls nicht einfacher und kürzer muss ich mir die Gewöhnung des Menschen an die Milch und die der Kuh ans Melken vorstellen, während man bis dahin sich über diesen ganzen Entwicklungsprozess einfach weggesetzt hat.

VI. Der Wagen.

Bisdahin habe ich mir also Mühe gegeben zu entwickeln, dass die Erwerbung des Rindes als Haustier und die Gewinnung der Milch als wirtschaftliches Produkt des Rindes unserm Ackerbau vorausgegangen ist. Ich habe mir Mühe gegeben den geschichtlichen Verlauf eines Vorgangs zu rekonstruieren, den man bisher hinnahm, ohne sich über die Entwicklung klar zu werden. Ich habe jetzt noch etwas anderes zu entwickeln, was meiner Meinung nach unauflöslich mit der Entstehung des Ackerbaus zusammenhängt, was man aber bisher fast ganz vernachlässigte und übersah: die Erfindung des Wagens und die Verwendung des Rindes als Zugtier am Wagen.

Auch über diesen Gegenstand habe ich schon einmal gesprochen (Zeitschrift f. Ethnologie XXVII 1895, Verh. S. 342), aber ohne dass jemand darauf eingegangen ist. Trotzdem bin ich, obgleich ich diesen Gegenstand jetzt mehr wie drei Jahre mit mir herumtrage, und mich mit diesem Thema fortwährend beschäftigt habe, mehr wie je überzeugt, dass ich hier wirklich etwas zusammen gebracht habe, was zusammen gehört, und dass der Wagen und seine Verwendung als heiliges Gerät in engem Zusammenhang mit der Einführung des Ackerbaus steht, ja dass er direkt eine Grundbedingung der Verwendung des Pflugs im Ackerbau und der Verwendung des Rindes als Zugtier am Pfluge war.

Ein einziges Mal ist ausserhalb unsres Kulturkreises ein Zuggerät für die Verwendung eines Haustiers erfunden worden: der

Hundeschlitten Nordamerikas, und selbst hier ist die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, dass die historisch nachweisbaren Beziehungen der Eskimos nach Asien vielleicht doch einen Zusammenhang des Hundeschlittens der Eskimos mit dem Renntierschlitten der Tungusen und der andern Völker Asiens herstellen. Es liesse sich allerdings auch annehmen, dass die Schleife der nordamerikanischen Indianer direkt zum Schlitten geführt hat. Sonst ist aber ausserhalb unseres Kulturkreises niemals und nirgends auf der ganzen Welt die Verwendung eines Zuggeräts, geschweige gar des Wagens und ebensowenig die Verwendung eines Zugtiers an irgend einem Zuggerät entdeckt worden. Es ist vielmehr stets, auch wenn es sich um den Transport grosser Lasten handelte und wenn man auch so weit war, dass man Schleifen und Walzen verwendete, doch immer nur Menschenkraft zum Transport angewendet worden. Walzen aber und Schleifen sind weit verbreitet, schon deshalb, weil man ein einigermassen grosses Boot nur auf Walzen ins Wasser bringen kann, ohne das eben gefertigte Fahrzeug sehr zu gefährden. Aber nirgends ist daraus etwas wie ein wagenartiges Gerät geworden, niemals haben z. B. die sonst doch so hochstehenden Kulturnationen Amerikas irgend etwas dem Wagen ähnliches verwandt.

Wir begegnen vielmehr dem Wagen nur innerhalb des Kulturkreises, in dem der Ackerbau verbreitet ist, aber auch innerhalb des ganzen Kreises. Wir finden den Wagen durch ganz Europa, auch in den ältesten Zeiten, verbreitet. Wir finden ihn in Nordafrika und in Ägypten. Er folgt dem Ackerbau nach Indien und erreicht Japan, obgleich doch in China und Japan unser Ackerbau nur in einer stark modifizierten Form aufgenommen ist. Nordchina kennt noch Gerste und Weizen, die in Japan schon bedeutungslos geworden sind, aber über den Verbreitungsbezirk unserer Getreidearten hinweg, und weit hinaus über das Verbreitungsgebiet der Milch dringt nach Südchina und Japan und ebenso nach Südindien die Verwendung des Pflugs und des Zugtiers am Pflug, oder doch an einem in der Art des Pflugs gezogenen eggenartigen Gerät, welches das durchweichte Reisfeld aufrührt. Und bis hier ist auch der Wagen verbreitet. Nicht etwa, als wenn in diesen Ländern der Wagen ausgedehnte Ver-

wendung als Gerät des gewöhnlichen Lebens gefunden hätte. In Japan ist es nur eine gewisse Strecke, in der auf einer gepflasterten Strasse grosse plumpe Ochsenkarren den Lastverkehr besorgen. Auch in China und in Indochina giebt es gewisse Strassen und Strecken, wo Lastwagen verkehren. Aber ganz unvergleichlich geringer als bei uns ist die Bedeutung des Wagens für den Lastverkehr, der nahezu ganz durch Menschen und Lasttiere besorgt wird, soweit nicht Wassertransport dafür eintritt. Es handelt sich vielmehr meist um grosse Steinstrassen, die hier und da zwischen den Königsstädten den Verkehr vermitteln, die aber häufig mehr ceremoniellen Zwecken dienen, z. B. zu Königsgräbern führen und dergl. Auch in Indien ist es ähnlich.

Entscheidend ist aber für mich, dass auch in der ältesten Zeit und in den Urländern unserer Kultur der Wagen eine ganz andere Stellung hat, als wir sie ihm nach unsern Vorstellungen zuweisen würden. In Babylonien, in Assyrien, ja auch in dem entfernteren, freilich sehr eigenartig entwickelten Ägypten ist der Wagen in der ältesten Zeit durchaus nicht das nützliche Gerät, als das wir ihn kennen. Zum Transport der kolossalen Lasten, die die grossen religiösen Bauten erforderten, wurde nicht der Wagen verwendet, hier diente vielmehr ausnahmslos Menschenkraft, die nur von Walzen und Schleifen unterstützt wurde. Der Wagen war besonders in der älteren Zeit für den Transport der Götter-Statuen und Göttersymbole bestimmt, auch fährt noch lange hier der König auf einem Wagen, weil dem König ein Teil der göttlichen Majestät inne wohnt. Den Lastentransport des täglichen Lebens aber besorgt der ausgebreitete Flussverkehr und daneben Lasttiere. Der Wagen ist so wenig in jenen Gebieten in das tägliche Leben eingedrungen, dass er im Orient mit der alten Civilisation und den alten Religionen nahezu ganz wieder verschwunden ist. Man kommt auch ohne ihn aus und um so besser, als mit den alten Religionen auch die Strassen wieder verschwunden sind. Und ohne Strassen kann man den Wagen schlecht benutzen.

Schon aus diesen Thatsachen der Verbreitung und der Benutzung des Wagens geht hervor, dass es sich beim Wagen nicht um ein Gerät der blossen Nützlichkeit handeln kann; es

ist mir daher auch nicht möglich, die Erklärung anzunehmen, die Reuleaux*) aufgestellt hat, obgleich sie der berühmte Ethnolog Tylor angenommen hat.**) Das Wagenrad, und damit der Wagen sind nicht entstanden, indem man einfach aus praktischen Gründen die Walze in der Mitte verdünnte und an beiden Enden zwei grössere Scheiben stehen liess; dann müsste oder könnte der Wagen überall da vorkommen, wo auch Walzen vorkommen; wir haben aber oben gesehen, dass er sich im grossen und ganzen eng an das Gebiet des Ackerbaus anschliesst und ohne Zusammenhang mit demselben überhaupt nicht vorkommt. Wir haben ferner gesehen, dass das Nützlichkeitsprinzip bei der Verwendung des Wagens für die älteste Zeit sehr zurücktritt, ja kaum vorhanden ist; ich kann also eine Erklärung, die den Wagen aus seiner Nützlichkeit heraus entwickelt, für den Anfang überhaupt nicht gelten lassen. Nun haben wir aber eine andere, die für mich wichtigere, Verwendung des Wagens noch gar nicht besprochen. Der Wagen ist seit der ältesten Zeit durch das ganze ungeheure Gebiet des Ackerbaus verbreitet. Er spielte einstmals überall eine grosse Rolle, die ihn aber in gewissem Gegensatz zum täglichen Leben und seinen Gebrauchsgegenständen brachte, er war ein heiliges Gerät, ein Kultgegenstand, der hauptsächlich der grossen Göttin, von der wir noch öfter zu sprechen haben, geweiht war. Von diesen heiligen Wagen älterer Zeit ist uns zum Teil aus dem Orient die Kunde gekommen; einzelne Exemplare sind uns aber auch aus unsern eigenen Gegenden erhalten. Das war um so leichter, weil sie zum Teil winzig sind, so dass sie nach unsern modernen Begriffen eher Kinderspielzeugen ähnlich sind, und im Anschluss gerade an diese Thatsache habe ich mir eine abweichende Theorie über die Entstehung des Wagens und zwar zunächst des heiligen Wagens gebildet.

Ich glaube, der Wagen ist entstanden, weil das Rad vorhanden war. Das Rad ist in seiner einfachsten Form doch nur eine Scheibe, die in der Mitte durchbohrt ist. Solche Scheiben lassen sich aus Holz, Horn und Knochen, aus Stein und Thon

*) Theoretische Kinematik, Braunschweig 1875, 8°, S. 204.

**) Journal of the Anthropological Institute, London, X, 1881, S. 79.

sehr leicht herstellen, und aus praktischen Gründen für die Herstellung werden sie oft in der Mitte durchbohrt sein. Solche Scheiben aus Stein, Thon u. s. w. haben aber in demselben Kulturkreis, in dem der Ackerbau entstand, eine selbständige, wichtige Stellung gehabt, einmal als Gebrauchsgegenstand, daneben aber auch als ein Gerät des Kults. Gesponnen wurde, bis in unsern Zeiten zuerst das Spinnrad und dann die Spinnmaschine aufkam, bekanntlich, indem man vom Spinnrocken den Faden auf die Spindel abdrehte. Damit der Faden dünn und gleichmässig wurde, musste die Spindel schwer sein, sie trägt deshalb unten eine Scheibe aus Stein oder Thon, den Spinnwirtel, und dieser Wirtel ist der gleiehmässigen Bewegung wegen in der Mitte durchbohrt. In Italien, wo noch vom Rocken gesponnen wird, finden wir noch heute solche Wirtel in Gebrauch. Solche Wirtel kommen aber in den Museen aus allen möglichen Gegenden unsers Kulturkreises und aus allen möglichen Stoffen vor, bis zum kostbaren Bernstein hinauf. Schon dies Material, oft aber auch heilige Zeichen, z. B. die Svastika 卐 deuten darauf, dass wir hier keine Gegenstände des profanen Gebrauchs vor uns haben, sondern Weihgeschenke. Ebenso deutet darauf die Anzahl, in der solche Wirtel öfter gefunden sind. Aus Hissarlik liegen viele Hunderte im Berliner Museum. Weil das Spinnen eine weibliche Beschäftigung ist, liegt die Vermutung nahe, dass diese Wirtel zum grössten Teile und ursprünglich einer weiblichen Gottheit gewidmet waren, d. h. vermutlich der grossen Göttin der Natur und der Zeugung selbst.

Von diesen Wirteln her leite ich nun die Erfindung des Rades und die des Wagens ab; man brauchte nur 2 oder 4 solcher Wirtel auf Achsen zu stecken und herauszubekommen, dass, wenn man nun etwas über die Achsen befestigte, sich das auf den Rädern bewegen, d. h. fahren liess, um den Wagen zu haben. Dass die Wirtel selbst nicht gross sind, erklärt zugleich die Kleinheit vieler heiliger Wagen. Daneben allerdings hat man naeh diesem Modell auch grosse Wagen gebaut, und diese heili gen Wagen wurden von dem heiligen Tier der grossen Göttin, dem Ochsen, gezogen und fuhren die Göttin oder ihr Bild umher.

Durch die Heiligkeit des Wirtels, des Vorbilds des Rades, war auch das Rad als solches heilig geworden. Es hat einmal in einem Kultus, der sich zum Teil auf fremder Basis, aber sehr selbständig und in sehr eigentümlicher Art in Indien entwickelte, eine hervorragende Stellung erlangt. Das Rad ward das höchste Symbol des Buddhismus, der auch heute noch mehr Anhänger zählt wie irgend eine andere Religion der Welt. Daneben aber scheint auch anderswo und gerade in der ältesten Zeit das Rad im Kult eine hohe Bedeutung gehabt zu haben; Kultgeräte und Göttersymbole der ältesten Zeit stehen auf Rädern oder sind mit Rädern versehen in einem Umfang, der uns schwer verständlich erscheint.*) Leider kann ich aus dem hypothetischen Ursprungslande, aus Babylonien, nicht viel dergleichen nachweisen, aber schon in Phönizien stand der verhältnismässig kleine Steinkegel, der die Stadtgöttin von Sidon personifizierte, nach den Münzen auf einem kleinen Wagen. In Salomos Tempel gingen verschiedene heilige Geräte auf Rädern,**) ganz ähnlich wie heilige Geräte aus unserm Norden, und selbst aus Indien habe ich eine Andeutung von einem Opfergefäss auf Rädern.***) Viel reicher fliessen die Quellen in den eigentlich klassischen Ländern. Aus Griechenland kenne ich noch keine ärchäologischen Funde, wohl aber wissen wir, dass Dreifüsse und Figuren, die von Dädalus und Vulkan geschmiedet waren, sich bewegten, d. h. nach der Analogie italischer Funde auf Rädern gingen. Dann wissen wir von einem kleinen heiligen Wagen aus der epirotischen Stadt Krannon, den der Priester hin- und herzog, um Regen zu bekommen.†) Wir haben auch Abbildungen auf Münzen, die uns beweisen, dass dieser kleine Wagen dem nordischen Kesselwagen

---

*) Bekanntlich ist das Rad das Symbol der Tyche und der Nemesis; für das Symbol Fros erklärt es J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie, Göttingen 1852, 8°, I. S. 114 f. Der Stierkopf mit dem Rade auf dem Umschlage, ist aus dem Grabe Childerichs I. Chifflet, Anastasis Childerici, Antwerp. 1655, 4°.

**) I. Kön., Kap. VII, 27—39 und Ewald, Göttinger gelehrte Anzeigen 1859, 3, Nachrichten S. 133 f.

***) Bruce, Journal Royal Asiatic Society 1862, XIX, S. 325.

†) Antigonus Carystius, historiar. mirabil. collectan. c. XIV. Leake, W. M., Numismata Hellenica, London 1854: I, European Greece S. 43.

völlig glich. Aus Italien hat Ingvald Undset*) bei Gelegenheit einer Arbeit über die ältere Bronze eine Menge Geräte beschrieben, die mit Rädern versehen sind. Dabei ist z. B. eine Figur, die eine grosse Schale auf dem Haupte trägt und auf verhältnismässig kleinen Rädern läuft. Ferner ein Dreifuss, der auf 3 Doppelrädern steht,**) aber so, dass die Räder nach drei Seiten stehen; das Gerät konnte also nicht laufen, die Räder scheinen hier vielmehr nur die Heiligkeit angedeutet zu haben. Ähnlich trägt eine Zange am Griff ein Paar Räder, die wohl auch nur die Heiligkeit des Geräts bedeuten sollen.***) Sehr wichtige und interessante Funde haben wir dann aus dem Norden und Osten Mitteleuropas. Hier haben wir in Dupliken aus Ystad in Schweden und aus Peccatel in Mecklenburg einmal Kesselwagen, die denen des Salomonischen Tempels analog sein dürften. Dann haben wir Plattenwagen, die auch in Italien vielfach vorkommen, wo eine Platte auf Rädern eine ganze Anzahl Figuren trägt. Zu ihnen gehört der berühmte Judenburger Wagen. Dann haben wir eine eigentümliche Kombination von Rädern, drei Räder an einer Achse mit einigen ehr rohen Figuren, die Kuhköpfen und Gänseköpfen ähneln. Diese kommt auch in Dupliken vor.†) Endlich haben wir eigentümliche Vogelgestalten, die als Becken mit einem Deckel eingerichtet sind und auch auf Rädern laufen.††) Auf die Bedeutung der Figuren auf diesem Wagen komme ich noch zurück. Ich will hier gleich dazu erwähnen, dass unter den Archäologen darüber nicht der geringste Zweifel herrscht, dass der ganze Kreis dieser Geräte dem Kult angehört, dass alle diese Wagen als heilige Wagen anzusehen sind.

Nach meiner Ansicht sind nun diese kleinen Geräte Symbole oder Abbilder des grossen wirklichen Wagens, auf dem die Gottheit oder ihr Bild selbst fuhr. Und diese grossen Wagen kann ich im Dienst der grossen Göttin oder ihrer Stellvertreter

---

*) Zeitschrift f. Ethnologie XXII 1890, S. 49 f.

**) Fig. 19, S. 73. Fig. 10, S. 61.

***) Fig. 20, S. 73.

†) Virchow, Sitzungsberichte d. Berl. Akad. d. Wissenschaften, 1876, 8°.

††) Z. B. der Wagen aus Glasinac; Hochstetter, Mitteil. d. anthropol. Ges., Wien X 1881, S. 289 f. und Undset l. c.

ebenfalls über ein ungeheures Gebiet nachweisen. Auch hier fehlt allerdings noch Babylon,*) aber unmittelbar im Norden bei dem interessanten und an Wichtigkeit wachsenden Volk der Chaldi gab es heilige Wagen.**) Nach Osten zu finden wir bei den Persern einen heiligen Wagen der höchsten Gottheit. (Herodot VII c. 39.) Und ebenso ist ja aus Indien der heilige Wagen des Dschagganath allbekannt.***)

Auch die Bundeslade des Volkes Israel wurde bei gewissen Gelegenheiten (I. Sam. c. 6 v. 10, II. Sam. cap. 6 v. 3 f.) auf einem heiligen Wagen gefahren. Es thut nichts, dass das Gesetz Moses anzuordnen scheint, sie solle getragen werden, da sehr im Gegensatz zu dieser Anordnung doch Rinder und Wagen für sie requiriert werden. (IV. Mos. cap. 7 v. 3.) Der Gedanke, dass die Gottheit auf einem Wagen thronend zu denken ist, ist auch den späteren Israeliten noch geläufig. Die schwierige Vision (Ezechiel c. 1)†) erklärt sich, wenn man v. 28 den Thron Gottes zwischen den Cherubim auf einem Wagen annimmt (dazu II. Buch d. Kön. c. 2 v. 11 u. 12) und wie eng verwandt auch hier phönizische resp. punische und jüdische Anschauung war, geht daraus hervor, dass Hanno, periplus cap. 16, den letzten Punkt, den seine Expedition erreichte, einen hohen Berg nicht den Thron der Götter, wie wir sagen würden, benannte, sondern den Wagen der Götter *θεῶν ὄχημα*. Ebenso stiess Saturn den Uranus nicht vom Thron, wie wir sagen würden, sondern vom Wagen.††)

Ich brauche wohl kaum zu bemerken, dass es sich hier überall um vierräderige, zu allermeist von Ochsen gezogene Wagen des religiösen Gebrauchs handelt, dass später einmal allgemein durch dieselbe ungeheure Gebiet von Indien bis England und Nord-Afrika zweiräderige, von Pferden gezogene Streitwagen ge-

*) Den heiligen Wagen, den ein Priester adorirt. (Layard, monuments of Nineveh, second series. London 1853 fol. transv. pl. 50) wage ich nicht mit Sicherheit hierher zu ziehen.

**) Zeitschrift f. Ethnologie 1895 (S. 607).

***) Auch anderswo hat Krishna einen Wagen. Broughton, Thom. Duer, selections from the popular poems of the Hindoos. Lond. 1814, 8°, S. 77.

†) Smend, der Prophet Ezechiel. Lpzg. 1880, 8°, S. 11/12.

††) Athenagoras, supplicatio pro Christianis c. 20 s. 19 ed Otto, Jena 1857, 8°, S. 94 D.

braucht wurden, gehört nicht hierher, sondern zur Geschichte der Einführung des Pferdes und des Reitens (s. Hahn, Haustiere, S. 181 u. 196). Ich kann mich dazu auf das Urteil des sicher unparteiischen alten Johann Scheffer berufen, dass zuerst der vierräderige Karren von Ochsen gezogen wurde, dann der zweiräderige Wagen von Pferden, bis endlich das Reiten aufkam,*) sehr im Gegensatz zu dem, was wir aus der eigentlichen Nützlichkeit heraus erklären würden.

Aber wir müssen den heiligen Wagen nach Westen zu verfolgen. Ägypten breitet sich bekanntlich nirgends erheblich aus; mit Ausnahme des Fayum ist das Kulturland zu beiden Seiten des Flusses überall nur schmal; der Wagen hat hier deshalb auch keinerlei praktische Bedeutung gehabt, trotzdem gab es auch hier einen heiligen Wagen. (Herodot II, 63.) Daneben giebt es aus einem sehr alten Grabe einen kleinen Wagen, der ein heiliges Schiff auf Rädern darstellt,**) und Ägypten erklärt uns, warum das Schiff ein Symbol der uralten Natur- und Mondgöttin war, das wir auch weiterhin finden, sogar auch als Schiff auf Rädern. In südlichen Breiten erscheint der Mond nicht so aufgerichtet wie bei uns, die Hörner liegen mehr, so dass der Mond einem Kahne gleicht. In Ägypten ist daher der Mondkahn ein längst bekanntes Symbol der Isis. Weiterhin an der Syrte, finden wir in Nord-Afrika einen heiligen Wagen als Gerät einer kriegerischen jungfräulichen Naturgöttin,***) die später mit der phönizischen Astarte zur afrikanischen Himmelsjungfrau Virgo cœlestis verschmolz.

Die vorderasiatische Göttermutter hat in beiderlei Gestalt als Rhea und als Cybele den heiligen Wagen als eins ihrer Hauptsymbole. Die Göttermutter von Pessinunt zog in Rom auf einem Wagen ein und der heilige Stein, der sie repräsentierte, wurde später alljährlich am 27. März feierlich an den Almo ge-

---

*) Joh. Scheffer, de re vehiculari lib. I cap. 8. Francofurti 1671, 4°, S. 84.

**) Abgebildet bei Chantre, etudes palæthnologiques du bassin du Rhône, I, âge du bronze. Paris 1876, 4°, S. 227.

***) Bei den Auseern. Herodot IV 180.

führt und dort gewaschen. (Ammianus Marcellin. XXIII c. 3.) Ähnlich im grossen, wenn auch abweichend im einzelnen ist es, wenn bei den Panathenäen in Athen das Palladium gewaschen und ein grosses heiliges Schiff auf Rädern zum Tempel emporgezogen wurde.*)

Feierliche Umzüge einer Göttermutter kennen wir aus Gallien (Gregorius Turon., de gloria confessor. c. 76), und selbst im christlichen Spanien wurde noch Anfang Mai ein Wagen umhergeführt und unter anstössigen Gesängen umtanzt. Wir haben nachher noch von diesen zu sprechen.**)

Besonders interessant ist aber, was wir auf germanischem Boden finden. Es ist ja bekannt, dass wir Tacitus (Germania, c. 40) die kostbare Notiz verdanken, dass die Nerthus auf einem Wagen durchs Land fuhr, um die Saaten zu segnen und dann wie die Göttermutter gebadet zu werden.

Sie muss auch ein Schiff gehabt haben, denn sie kam von einer Insel. Von den Mündungen des Rheins kennen wir die Nehalennia, eine Naturgöttin, zu deren Symbolen der Hund und der (Oster?) Hase gehörte, aber auch das Schiff.***) Die Sueven hatten eine Göttin, die Tacitus (Germ. c. 9) Isis nennt, und deren Symbol ein schmales, schlankes Schiff war; sie wird die Frau Eisen gewesen sein, die Aventin †) noch kennt und wird daher Isa gehiessen haben. Eisenberta ††) u. s. w. beweisen, dass es sich nicht bloss um eine antiquarische Reminiscenz Aventins handelt. Auch zu den Attributen der Frau Holle gehört das Schiff, sie fährt daher oft übers Wasser, obgleich sie sonst, wie

---

*) Himerius, orat III 12 u. 13 ed. Wernsdorf, Lipsiæ 1790, 8°, S. 444/6. Aus Smyrna ein Schiff (auf Rädern?) Philostratus, vita Sophist. I, 25, 1.

**) Alphonsus de Mendoza, controversiae theologicæ quæst. 9, No. 13. Colon 1603, 8°, S. 610; nach dem Register unter mayuma: à las mayas, quid dicitur, im Ex. der Königl. Bibliothek zu Berlin sind diese Seiten durch ein Versehen ohne Druckerschwärze geblieben.

***) Keyssler, antiquitates selectæ septentrionales. Hannover 1720, 8°. Fig. XII, S. 241.

†) Sämtl. Werke IV. bayerische Chronik, Münch. 1884, 8°, S. 119 u. 131.

††) Holzberndorf, Mittelfranken, sie wird als Kuh dargestellt; Panzer, Beitrag z. deutschen Mythologie, München 1855, 8°, No. 184 II, S. 117 u. 464.

Nerthus und Bercht, den Wagen als Symbol hat und badet.*) Und an einer Stelle fährt sie in einem Schiff, in dem der Pflug auf einem Wagen liegt; da haben wir alle drei Symbole zusammen, denn dass das Pflugziehen zum germanischen Kult der Naturgöttin gehört, darüber ist kein Zweifel.**) Seit Grimms deutscher Mythologie ist auch die Stelle bekannt und berühmt von dem Schiff, das auf Rädern durch einen grossen Teil der Niederlande fuhr.***) Der Carrus navalis, den Wackernagel zur Erklärung des Karnaval heranzog, und der sich bekanntlich bis zum Nürnberger Schembart-Spiel verfolgen lässt, hat daher sicher existiert und eine hohe Bedeutung gehabt, die ich in dem Zusammenhang mit der alten grossen Göttin des Ackerbaus finde.†)

Im Norden haben wir die eigentümliche Erscheinung, dass die ursprünglich weibliche Gottheit hinter Ableitungen männlichen Geschlechts zurückweichen muss. Thor, der Sohn der Njörd, ist jetzt der Gott des Ackerbaus, sein Eigentum ist noch der Donnerwagen, den der griechische Zeus schon verloren hat,

*) Grimm, deutsche Sagen, 3. Aufl., Berlin 1891, 8°, I No. 4—8, S. 4—6. Auch Skeaf, der, auf der Garbe ruhend, im Schiffe an das Land schwimmt, gehört hierher, Ethelwerthi (Aedhelweard) Chronicor. lib. III, 3; und sein Sohn Skiold bringt noch eine andre Gestalt hierher, den Uller, dessen Schiff das Schild ist, der wohl als männliche Form zur Hulda gehört. Zeitschrift f. deutsches Altertum 1849, VII, 410 f. 1851, VIII, S. 201 f.

**) Aschermittwoch, aus Franken: Johann Boëmus Aubanus, omnium gentium mores. Aug. Vindelic. 1520, Fol., f. 59, 1. Sebast. Franck, Weltbuch, Tübingen 1534, Fol., f. 51a. Thomas Kirchmair (Naogeorgus), Päpstisch Reich, 1555 von der Fassnacht, Kk. Eggenziehen an der Donau. Zimmerische Chronik, herausgegeb. von Barack, Bibliothek litter. Vereins Stuttgart 1868, II, 117. Valerius Anshelm, Berner Chronik, Bern 1884, 8°, 1, 165; ploughmonday, am ersten Montag nach dem Zwölften in England. Chambers, book of days. London 1866, 4°. 1, 94.

***) Rodulfi, Chronic. abbat. S. Trudonis. Mon. Germ. Script. X, 309 f.

†) In Ulm wurde Pflug oder Schiff gezogen. Jäger, schwäbisches Städtewesen des Mittelalters I, Ulm, 1831, 8°, S. 525; in Zittau von den Tuchmachern, — das Schiff, das Rodulf erwähnt, mussten die Weber ziehen, die Hulda besonders liebt und deshalb schont — ein Schiff um Fastnacht. Carpzow, J. Bened., Analecta fastorum Zittaviensium, Zittau 1716, Fol., IV. Teil, S. 200. S. Anmerkung S. 44.

den wir aber noch bei seinem mythischen Nebenbuhler Salmoneus finden.*)

Wie sich neben Frigga der männliche Fricco stellt, steht neben Freya Frey oder Fro; die Gottheit des Natursegens ist jetzt männlich, aber auch so hat sie den heiligen Wagen. Und ebenso wie die Gothen am Schwarzen Meer das Bild ihres Gottes auf einem Wagen umherführten,**) so fährt auch der dänische Frodi noch als Leiche auf einem Ochsenwagen durch sein Land.***) Frodi ist das Symbol der von Gott eingesetzten ordnenden, segenspendenden Königsmacht. Darum fuhren die Frankenkönige auch auf einem Ochsenwagen (Einhart, vita Caroli, cap. 1); es ist daher ganz richtig, wenn die heilige Edigna, die eine fränkische Königstochter sein soll, nach Baiern auf einem Ochsenwagen kam.†) Dass dieser Königswagen kein Gebrauchsgegenstand war, sondern eine höhere Würde in Anspruch nahm, geht daraus hervor, dass für den Ochsen am Königswagen nach der lex salica ein höheres Wehrgeld bezahlt werden musste, wie selbst für das königliche Streitross.††)

Alle diese heiligen Wagen bringe ich zumeist direkt mit dem Kult der Ackerbaugöttin in Zusammenhang; ich meine dafür noch einen andern Beweis gefunden zu haben.

Nach meinen Untersuchungen ist das Rind unter den Säugetieren das älteste wirtschaftliche Haustier. Von den Vögeln wurde zuerst die Gans gezähmt und später gezüchtet und zwar zuerst als ein heiliges Tier, bei dem eine wirt-

*) Thor, der Wagenmann, (Alvissmol v. 3) reitet nie; Grimm, deutsche Mythologie, 3. Aufl. 1854, S. 151, er ist der Sohn der Jörd, Oegisdrekka 58, oder der Fiörgynn, deren Namen aber auch männlich als älterer Namen Thors vorkommt, oder aber Freyr ist der Sohn des (männl.) Niördr mit der Schwester (der weiblichen Niörd?), Oegisdrekka 36, ebenso kennt Herodot I, 131 für den späteren persischen Mithras bekanntlich die Mithra.

**) Sozomenus, hist. eccles. VI, 37.

***) Saxo Grammaticus lib. VI ed. Müller I 259.

†) Raderus, heiliges Baierland, Monachiæ 1626, Fol. II 237.

††) Tit. 3, 10 u. 41, 4. Es geht daher wohl auf germanische Tradition zurück, wenn das Feldzeichen im Mittelalter ein Fahnenwagen ist von Ochsen gezogen, mit 4 Rädern und manchmal (wie der Wagen Sct. Edignas) mit einer Glocke versehen. Alwin Schultz, Höfisches Leben z. Z. der Minnesänger. Lpzg. 1880, 8°, II. S. 196 f.

schaftliche Bedeutung noch nicht vorhanden war. Gezähmte Gänse kommen bekanntlich schon in der Odyssee vor, zu einer Zeit, in der von Haustauben und Haushühnern noch keine Rede war. Ich möchte hier nicht weiter darauf eingehen, worauf sich meine Meinung gründet, jedenfalls sehe ich mich genötigt, einen Ausspruch von Jakob Grimm umzudrehen: Nicht die Gans ist an die Stelle des Schwans getreten, sondern der Schwan hat sich an die Stelle der Gans gedrängt, als die letztere zu gewöhnlich geworden war.*) Darum finden wir für die älteste Zeit, z. B. auf mykenischen Vasen Figuren, die wohl als Gänse am richtigsten gedeutet werden, so wird in älterer Zeit Nemesis die Helena aus einem Gänseei geboren haben so gut wie Leda.**) So erklären sich die Gans- später Schwanengestalten, die in der griechischen Plastik eine so grosse Rolle spielen. Gänseköpfe verzieren das Bett bei der sehr drastischen Darstellung einer Kulthandlung, die hierher gehört. Ebenso finden wir eine ganze Reihe Plattenwagen mit Gänseköpfen verziert, und auch die kleinen nordischen Wagen, selbst der Kesselwagen aus dem Szaszvaroser Stuhl in Siebenbürgen ist mit Figuren verziert, die ich nur als Gänseköpfe zu deuten weiss.***) Das habe ich schon früher ausgesprochen, befinde mich aber jedenfalls auf einer richtigen Spur; mir waren damals Hampels Altertümer der Bronzezeit Ungarns (Budapest 1887, 8°), noch nicht zugänglich, in ihnen fand ich (Tab. 67) eine Vogelfigur, die ich mit dem besten Willen nur als Gans deuten kann. Das aber auch das Rind zu dem Kult der Gottheit gehörte, dem diese Gansfigur, die als Gefäss gedacht ist, geweiht war, beweist die Figur durch ein Paar wohlgeformter und deutlich erkennbarer Rinderhörner, die einzige Erinnerung an das Rind an

*) Nach einem schönen Worte Gustav Freytags (Bilder aus der deutschen Vergangenheit I, Kap. 10, 13. Aufl., Leipz. 1881, 8°, I. S. 474) ist die Gans »der heilige Vogel, der in der Heidenzeit vor der grossen Erdmutter Berchta hergeflogen war.«

**) Selbst bei den Esthen, die so ganz verschiedenen Stammes sind, entsteht die Mutter Kalewipoegs, Linda, aus dem Ei, hier jetzt freilich dem des Huhns. Blumberg, Verhandlungen der Estnischen Gesellschaft, V. Bd. IV. Hft. Dorpat 1862, 8°, S. 61.

***) Sitzungsberichte der Wiener Akademie philos. histor. Abt. XXIX, S. 192.

diesem Gerät.*) Ich halte diese Verzierungen mit Gans- (und Rinder)köpfen für die älteste Zeit für direkte Embleme der grossen Mutter, später sind beide zu blossen Verzierungen herabgesunken; sie waren so gewöhnlich, dass von den Gänsen das Pferdejoch bloss *ἀκροχηνίσκοι* hiess!**) Für die älteste Zeit bin ich aber fest überzeugt, dass wir sie als Symbole nehmen können des Kults einer Ackerbaugöttin, deren heilige Tiere Rind und Gans waren, und deren heiliges Gerät im allergrössten Umfang der Wagen war.

Mir erscheint diese Heiligkeit des Wagens von grosser Bedeutung für die Art und Weise, wie man auf die Erfindung des Pfluges verfiel. Es erscheint mir unpassend, anzunehmen, ohne alle vorbereitenden Stufen wäre der Pflug und die Verwendung des Rindes als Zugtier direkt erfunden; ich glaube vielmehr: zuerst hatte man das kleine Modell des Wagens erfunden, dann war es ein sehr gewagter Schritt, dies Modell zu vergrössern und es von Zugtieren ziehen zu lassen. Ich glaube nämlich, dass dieser Schritt direkt gemacht wurde, dass man sich höchstens ganz kurze Zeit, wahrscheinlich aber garnicht darauf einliess, den Wagen von Menschen ziehen zu lassen. Ein solcher Gebrauch würde vermutlich andere Spuren im Kult hinterlassen haben und Kleobis und Biton kann man doch nicht wohl hierher ziehen. Man muss annehmen, dass diese Verwendung eines Zugtieres am Wagen auf einer Strasse — heilige, breite und schön gepflasterte Wege hat es gegeben, auf denen nie ein Wagen gerollt ist, z. B. in Peru — den Erfinder des Pflugs mit dem Gedanken der Verwendung des Zugtieres am Pflug vertraut machte. Auch dann liess sich der Erfinder nicht etwa von praktischen Motiven leiten, sonst hätte er das Prinzip entlehnt und sich nicht weiter um den Wagen gekümmert, wir finden aber gerade das Gegenteil. Weil der Wagen und die Verwendung des Ochsen am Wagen heilig

---

*) Also eine willkommene Ergänzung zu den Rindern mit Gansschwanz aus Corneto; Undsett, Zeitschrift f. Ethnologie XXII 1890, S. 49. Die Gans mit dem Rade auf dem Umschlag habe ich den Mitteilungen der Centralkommission zur Erforschung der Denkmäler N. F. X., Wien 1884, S. LXV entnommen; Rad und Ganskopf an Opfer(?)-Messer bei Madsen, antiquités prehistoriques de Danemark; âge de Bronze. Copenhague 1873. Fol. Tab. 23.

**) Scheffer, de re vehiculari, lib. I cap. IX S. 118.

war, blieben sie auch heilig in dem neuen Kult und traten in den Ideenkreis, der als Ackerbau das ganze Gebiet unserer Kultur eroberte, als wohlberechtigte Teile ein; so wurde der Wagen in dem ganzen ungeheuren Gebiet heilig, und als redender Beweis dafür, prangt noch heute das Sternbild des Wagens am Himmel, das diesen Namen bei den meisten der Kulturnationen, die den Ackerbau angenommen haben, trägt.

Anmerkung zu Seite 40.†)

Mitunter, so in Ulm und öfter in Nürnberg, fuhr das Schiff, wenn es anging, auf einem Schlitten. (Meier, Ernst, Deutsche Sagen aus Schwaben, Stuttgart 1852, 8°, (II) S. 374.) Aber etwas anders ist das gespenstische Fuhrwerk der Göttin, die in der wilden Jagd umzieht, das aus einer Art Schlitten besteht, der wie ein Schiff gestaltet ist und vorne eine Pflugschar hat; so kennt man es bei Judenburg in Steiermark, (J. G. Seidl in Wolfs Zeitschrift f. deutsche Mythologie, 1855, II, 32). Gerade weil dieses Fahrzeug vorne wie ein Pflugschar ausläuft, bin ich geneigt, den Wagen von Corneto (Bartels, Zeitschrift f. Ethnologie, XV, 1883, S. 416) nicht fallen zu lassen (s. Haustiere, S. 96, Note 4), trotz der Bedenken Undsetts. (Zeitschrift f. Ethnologie, XXII, 1890, S. 63, Note.)

Der Ackerbau.

Das, was wir Ackerbau nennen, wird vor allem charakterisiert durch den Anbau des Getreides, zu dem das Feld bestellt wird durch den Pflug, den der Ochse zieht. Es ist eine höchst eigentümliche Art der Feldbestellung, die wir im Ackerbau vor uns haben. Sie ist so eigentümlich, dass auf der ganzen Erde, ausserhalb unseres Kulturkreises, nie und nirgends etwas Ähnliches aufgekommen ist. Der Pflug ist (mit dem ihm verwandten und untergeordneten Geräten, wie Egge etc.) das einzige Beispiel der Verwendung eines Zugtieres zur Bodenbestellung geblieben, bis in allerneuester Zeit, also nach Jahrtausenden praktischer Erfahrung, eine ganze Reihe neuer Ackerbaugeräte aufgetaucht sind, die von Zugtieren gezogen werden. Dabei hat der Ackerbau mit dem Pfluge eine so ausschliessliche Stellung in den Gebieten unserer Kultur behauptet, wie sie ihm wirtschaftlich gar nicht zukommt. Gerade die klimatisch günstiger gestellten südlicheren Länder, also unsre Vorgänger in der Kultur, sind sicher n i c h t in dem Umfange, wie es jetzt den Anschein hat, auf den Ackerbau und die Verwendung des Pfluges angewiesen. Das ist der beste Beweis für die eigentümliche, fast religiöse Stellung, die der Ackerbau auch heutzutage noch in unserm Gefühlsleben und deshalb in der Wirtschaft einnimmt. In Wirklichkeit stellt der Ackerbau mit der Verwendung des Pfluges, des Zugtieres und dem nahezu ausschliesslichen Anbau von Getreide, eine e x t e n s i v e Form der Landwirtschaft dar. Pflegt der Mensch durch seine eigene Kraft, durch Düngung und Bewässerung mit mehrfachem Wechsel im Anbau sein Land, so kann er durch diesen i n t e n s i v e r e n Anbau, — den Gartenbau, wie ich diese Form genannt habe, — einem

kleineren Stücke bereits einen ausreichenden Unterhalt abgewinnen. Diese Form, es bedarf ja das keines Beweises, ist immer neben der andern hergegangen. Ihr fehlte aber die religiöse Weihe, und so hat sie es nicht zu einer so markierten Rangstellung gebracht, und die politische und wirtschaftliche Entwicklung hat erst recht die Einführung dieses intensiven Kleinbetriebs verhindert. Die Kämpfe stehen uns noch bevor, die z. B. in Italien und Spanien den Beweis erbringen werden, dass der Gartenbau eine wirtschaftlich höhere Form ist, deren Einführung sich nicht länger umgehen lässt.

Ich habe oben schon erwähnt, dass der Ackerbau nicht notwendig mit dem Getreide zusammenhängt; abgesehen von ausländischen Getreidearten, wie Mais und Durrha, ist auch der Hirse vielleicht nie ganz im Ackerbau aufgegangen. Jedenfalls überragt der Hirse aber durch das Alter seiner Kultur die sämtlichen andern Getreidearten und selbst die Wirtschaftsform des Ackerbaus selbst. Daneben wird der Ackerbau charakterisiert durch die Verwendung des Rindes am Pflug, — das jetzt hier und da auch Pferde verwendet werden, werde ich nachher noch besprechen. — Typisch ist aber für die Entstehung der ganzen Form und für eine ganze Reihe mit dem Ackerbau eng verbundener Vorstellungen, deren Kreis wir jetzt besprechen müssen, die Form, in der das Rind verwandt wird. Es ist nicht das männliche Rind, es ist nicht das weibliche Rind, es ist ein künstlich hergestelltes geschlechtsloses Individuum, der Ochse. Man hat dieses Faktum, wie es scheint, bis dahin nicht beachtet. Ich bin kein Sprachgelehrter, aber vielleicht geht es bei andern Sprachen so wie im Griechischen und im Lateinischen, dass der Ochse als Arbeitstier immer nur als »Rind« erwähnt wird. Die künstlich hergestellte dritte Form, ist etwas so altgewohntes, etwas so selbstverständliches, dass man ihn meist garnicht unterscheidet und nur bei besonderem Anlass als etwas besonderes erwähnt.

Wenn das Rind im Ackerbau als Arbeitstier verwendet wird, so ist es eben der Ochse. So selbstverständlich ist denn aber doch die hier allgemein und stets durchgeführte Kastration keineswegs. Wollust und Grausamkeit liegen im menschlichen Denken ungemein nahe. Der wollüstige Gedanke beschäftigt sich

mit allem, was das Geschlechtsleben angeht, und bei Naturvölkern, die noch weniger zu lernen und zu denken haben, als wir, wird dies Gebiet wohl einen noch breiteren Raum als bei fortgeschritterern einnehmen. Die Kenntnis dieser so tief in das Geschlechtsleben eingreifenden Operation, werden wir daher auch in den ältesten Zeiten schon voraussetzen dürfen. Sie tritt jedenfalls hier und da durchaus selbständig hervor. Dass aber ganz gewohnheitsmässig alle Jahre eine ganze Anzahl von Gebrauchstieren, wie die vielen Hundertausende von Ochsen, in unserm ganzen Kulturkreis kastriert werden, deutet auf einen Vorstellungskreis, in dem man sich die Dinge garnicht anders vorstellen konnte, so dass schlieslich eigentlich jeder Grund, jede Annahme, man könne auch anders verfahren, völlig wegfiel. Jedenfalls ist der Gedanke, hier wäre eine Erfahrung rein praktisch durchgeführt, gänzlich abzuweisen. Hätte man die Ochsen nur kastriert, weil es scheinbar nicht anders ging, so hätte sich das Bewusstsein und vielleicht auch das abweichende Verfahren, irgendwo erhalten. Man hätte hin und wieder versucht, ohne diese Operation auszukommen, und in den vielen Jahrtausenden hätte man, nach meiner festen Überzeugung, auch Stiere daran gewöhnt, sich zum Gebrauch verwenden zu lassen. Die Rinder, die in Westafrika geritten werden, sind keine Ochsen, sondern Stiere, und es geht auch so. Durch diese Kastration des Ochsen verschwand zudem die Möglichkeit völlig, die erworbenen Eigenschaften dieser Arbeitstiere fortzupflanzen. Wir haben Rinderrassen, die ausgezeichnete Arbeitsochsen liefern; sie kommen nur durch sorgfältige Wahl der Geschlechtstiere zustande. Den Arbeitstieren selbst, die doch gezüchtet werden sollen, ist die Möglichkeit der direkten Fortpflanzung abgeschnitten. Das ist denn doch ein recht umständliches und unnütze Umwege erforderndes Verfahren. Hier muss jedenfalls eine durchgehende Vorstellung vorliegen, die so beherrschend war, dass es den Beteiligten, d. h. unsern Vorfahren in der Kultur, garnicht möglich war, diesen Kreis zu verlassen. Ich weiss mich eins mit dem grossen Forscher, dem diese Schrift gewidmet ist,*) wenn ich den Ursprung dieser Vorstellung, die

*) **Adolf Bastian**, Mensch in der Geschichte, Lpzg. 1860, 8°, III 42 f., 58 u. 346.

ursprünglich religiös waren, auf sexuellem Gebiet suche und die Verkörperung dieser Ideen, deutlich ausgesprochen, auch im Pfluge finde.

Der Pflug setzt, wie ich schon einmal erwähnt habe, die Verwendung eines Zuggerätes voraus. Rinder müssen schon vorher den heiligen Wagen gezogen haben, sie müssen bereits als heilige Tiere in den Vorstellungskreis eingetreten sein, aus dem die Verwendung des Pflugs als Gerät und des Ochsen als Zugtier hervorging. Die herrschende Vorstellung ist dabei, dass die Ackererde den Schoss der grossen Göttin der Allmuttererde darstellt.*) Dann ist die schneidende Pflugschar das Symbol des Phallus, der den Schoss der Erde aufreisst und sie so zur

---

*) Die alte Vorstellung hat sich am deutlichsten in Indien erhalten, wo im friedlichen Verhältnis Rama mit dem Pflug (jetzt trägt ihn freilich meist der abgezweigte Balarâma, Weber, akad. Vorlesungen über indische Litteratur, 2. Aufl., 1876, S. 209) die holde Sita, die Ackerfurche, als Gattin hat; aber Zank ist auch hier die Hauptsache und Prithiwi, die Göttin der Wollust und des Geschlechtslebens (sonst Bhavani, Lakshmi etc.) in der Gestalt der Erdmutter ist nur zum Zank geneigt. Sie beklagt sich über die Misshandlung seitens der männlichen Form Prithu, der zu diesem Zwecke konstruiert wird, und will ihren Schoss nicht öffnen. (Moor, Hindu Pantheon, London 1810, 4°, S. 111 (hier tritt sie in der Gestalt der Kuh als Klägerin auf!) Coleman, Mythology of the Hindus, London 1832, 4°, S. 103.) Andere Parallelen sind aus dem alten Iran nachzuweisen. Im Kap. III § 25 v. 84—86 der Vendidad wird ausgeführt, dass die Erde durch den Anbau seitens der Menschen erfreut wird. Es ist dabei, laut Geiger, Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft XXXIV 1880, 8°, S. 422, überall absichtlich die Parallele mit dem Weihe durchgeführt. Ebenso wird der geschlechtliche Verkehr mit dem Weibe bei den Griechen mit der Ackerflur und dem Pflügen verglichen z. B. in der berühmten Stelle aus Sophocles Antigone (s. d. Lexica unter ἄρουρα). Dies sind Beispiele aus älterer Zeit, wo noch die religiöse Weihe des sexuellen Elements nachwirkte; aus späterer Zeit, wo das obscöne Element allein andauerte, finde ich für den Ausdruck des Geschlechtsverkehrs durch den Pflug und das Pflügen folgende Belegstellen: Arez pour dieu, barons, arez et vos lignaiges réparez! Roman de la Rose v. 20633; charrue obscön v. 20610; ungerischer pfluog = mentula (Adelbert von Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften. Bibl. literar. Verein, Stuttgart 1855, 8°, No. 35, S. 691, note) u. ziehen in dem pflug = coire. Hans Sachs, das ander buch, Nürnberg 1560, Fol., II, IV, 32.

Fruchtbarkeit *zwingt*. Sie zwingt, denn sie lässt ihren Schoss nur unwillig verwunden und giebt ihre Schätze nur gezwungen her. Jedes Jahr muss das Pflügen und das früher und anderswo meist gleichzeitige Säen wiederholt werden, sonst schliesst sich der Schoss der Muttererde, sie giebt wohl Gräser und Blumen, aber nicht die notwendige Nahrung her.

Die alte Vorstellung von der Ackerbaugöttin ist also nicht die mildverklärende, die Schillers eleusisches Fest beherrscht, im Gegenteil, die Vorstellung ist mit für uns abstossenden Zügen verquickt, und diese Züge liegen zum grössten Teil auf sexuellem Gebiet, das sich bei uns so weit vom religiösen getrennt hat. Die Muttererde bringt alle Geschöpfe hervor, aber sie verschlingt auch alle wieder. Es ist daher eine Abschwächung, wie sie der griechische Mythus so oft durchgeführt hat, wenn die Erde als Rhea dem Kronos nur gezwungen ihre Kinder zum Verschlingen darreicht. Im griechischen Mythus ist Rhea ja auch die Mutter der jüngeren Götterdynastie. Ganz anders die Göttermutter Kleinasiens, die Kybele, deren Gestalt und Dienst sonst denen der Rhea doch so nahe verwandt ist. Kybele ist die Göttermutter, die Allmutter, aber sie ist auch die ewig jungfräuliche παμμήτωρ ἀμήτωρ, die niemals Kinder gehabt hat und deren Schleier, wie den der Göttin von Sais, nie jemand aufgehoben. Kybele entmannt ihren geliebten Attis und weiht ihn dadurch zu ihrem Priester.*) Als ich diese Thatsache richtig würdigen gelernt hatte, da war mir die Entstehung des Ochsen kein Rätsel mehr. Der Pflug, besonders der sehr einfache ägyptische, ähnelt der spitzwinkligen Hacke so sehr, dass man sie als sein Modell ansehen kann. Wenn man ein Gerät, von der Form einer Hacke, aber grösser, nahm und von einem Zugtier aufrecht und schlitzend durch den Boden ziehen liess, konnte man die Pflugschar als den Phallus auffassen, der den Schoss der Erdmutter aufreisst! Natürlich war das eine heilige Handlung, es war ein gewagtes Unternehmen, die grosse Göttin zur Fruchtbarkeit zu zwingen. Man konnte sie nur im Dienst der Göttin vornehmen, und deshalb wurde ihr

*) Atys, quem Eunuchum dea meretrix fecerat. *Hieronymus*, commentar. in Oseam lib. I, c. IV. *Minucius Felix* c. 21.

die Handlung dadurch geweiht, dass man ihren Diener daran teilnehmen liess, den Ochsen, der damals schon vorhanden war.

Es ist ein durchgehender Zug in der Ethnologie, dass diejenigen, die der Gottheit nahe zu sein wünschen, sich in den menschlichen Bedürfnissen möglichst beschränken müssen. Auch das wird ohne Zweifel seine einfachen und natürlichen Ursachen haben. Katholische und indische Mönche müssen fasten und wachen, wenn sie sich göttlichen Umgangs würdig machen wollen. Wenn in einfacheren Verhältnissen der nordamerikanische Indianer bei der Kriegerweihe eines aussersinnlichen Zusammenhangs mit dem Wesen bedurfte, das künftig sein Totem sein sollte, so hungerte er einfach so lange, bis die übersinnlichen Erscheinungen kamen. Ebenso wie Fastenden Töne und Bilder erscheinen, die ihn leicht in eine andere Welt setzen können, ebenso neigen Personen zu dergleichen Sinnestäuschungen, deren Geschlechtsleben nicht normal ist und Personen, deren Geschlechtstrieb nicht kräftig und vielleicht nicht ganz normal ausgebildet ist, können ihre körperlichen Bedürfnisse zurückdrängen, indem ihnen die Ausbildung des Gefühls nach dieser Seite genügende Befriedigung schafft; ja, sie können schliesslich mit einem gewissen Mitleid auf ihre Mitmenschen herabsehen, deren gröberer Sinn nur durch die Ausübung der geschlechtlichen Funktionen befriedigt wird. *ἐν παρθενίᾳ καὶ ἐν ἐννουχίᾳ* wähnten sich manche der ersten Christen der Gottheit näher.*) Schliesslich spielt hier ja auch das praktische Leben eine grosse Rolle. Leute, die Vater und Mutter werden wollen und ihre Kinder ernähren und erziehen sollen, haben garnicht so viel Zeit, sich diesen religiösen Gedankengängen hinzugeben. Wo wir ein stark ausgebildetes religiöses System vorfinden, finden wir auch gewöhnlich ehelose Priester männlichen und weiblichen Geschlechts, die von den Laien ökonomisch erhalten werden und so ihre Zeit diesem Gedankenkreis frei widmen können. Damit verschwinden dann freilich die sexuellen Dinge und ihre wenigstens gedankenmässige Behandlung nicht aus ihrem Vorstellungsleben. Im Gegenteile; für

---

*) Athenagoras, supplicatio pro Christianis, c. 33, ed. Otto, Jenæ 1857, 8°, S. 172.

glücklich verheiratete Eheleute z. B. spielt das sexuelle Element nicht die Hauptrolle, aber typische Lyriker sind unglücklich verheiratet oder garnicht verheiratet, wie Petrarka. So wichtig die Ausübung der sexuellen Funktionen für beide Geschlechter ist, so füllt sie das Leben normaler Individuen beiderlei Geschlechts doch nicht aus. Der Mensch ist schliesslich nicht dazu da, einzig in der Geschlechtsfunktion aufzugehen; er soll nicht bloss Kinder zeugen, sondern sie auch erziehen und das nimmt natürlich viel Zeit und Interesse in Anspruch. Dagegen sehen wir oft gerade da, wo die geschlechtliche Funktion durch das Cölibat (oder selbst durch die Kastration, die prononcierteste Form des Cölibats) erloschen sein sollte, ein starkes Hineinwuchern sexueller Elemente in die psychische Sphäre. Diese von vornherein ungesunde und zu naturwidrigen Spekulationen geneigte Vermischung der religiösen und der Welt-Anschauung mit dem Sexuellen hat nun vielleicht niemals einen stärkeren Ausdruck gefunden, als in dem Gebiet, aus dem der Ackerbau als eine Verkörperung solcher Ideen hervorging! Es ist nicht zu verwundern, dass diese Vorstellungen in der Verschmelzung religiöser und sexueller Elemente für uns, deren Anschauungen sich sehr erheblich abgeglättet und abgeschliffen haben, zumeist nur abstossende Züge aufweisen können.

Natürlich kann für die Erklärung gerade dieser Züge der heutige Hang in der Mythologie alles aus den Erscheinungen der Jahreszeit und der Witterung zu erklären, durchaus nicht ausreichen. Ja, wenn wir die Adonis-Sage in der lieblichen griechischen Form vor uns haben, da mag die Göttin der Schönheit, der ihr jugendlicher Geliebter durch ein Ungeheuer entrissen wird, mit der Erdmutter verglichen werden, die um ihren Frühlingsflor klagt, der vor der steigenden Sommerhitze welkt, (Ammianus Marcellinus XIX c. 1. i. f. XXII c. 9.) aber ältere und ohne Zweifel ursprünglichere Vorstellungen lehren uns etwas anderes, das wusste schon Augustin.*) Attis entmannt sich, weil er der Göttin die Befruchtung weigert, Adonis mag oft das grünende Getreide dar-

---

*) de civitate dei VII c. 25. Suidas: ἀκαρπότερος Ἀδώνιδος κήπου. Ein Zeugnis aus Babylon vom Tammuz: Friedrich, Thomas, Kabiren und Keilinschriften, Lpzg. 1894, 8°, S. 32.

stellen, das gelb wird und welkt, wenn der Same reif wird, aber wir haben daneben noch andere Mythen, die trotz der lückenhaften Überlieferung uns vermuten lassen, dass die Entmannung, die an Uranus vollzogen wird, ursprünglich eine freiwillige war. Wir haben Sagen genug, die beweisen, dass man in älterer Zeit die Göttin selbst die Entmannung oder die Tötung ihres Geliebten vollziehen liess. Im ältesten Mythus hat ohne Zweifel Aphrodite selbst in Gestalt des Ebers ihren Geliebten erschlagen oder ihn durch die Kastration getötet, wie die kleinasiatische Göttermutter ihren Attis.*) Aus Babylonien kenne ich noch keinen Mythus, der dazu gehört, aber wir haben den bedeutungsvollen Hinweis, dass Istar alle ihre Geliebten getötet hat,**) wie Artemis es mit Actaeon gethan hat, wie Isis ihren geliebten Maneros erschlug.***) Zum Teil mag das auf Menschenopfer deuten, sicher kommt auch ein Zug, den ich als hysterisch bezeichnen möchte,†) hier ganz bedeutend zum Durchbruch. Die attische Stammsage giebt mir sogar Gelegenheit, einen andern Zug hineinzubringen, der die Sage unendlich erweitert, aber auch noch dunkler macht. Mit den Anfängen des Ackerbaus ist hier unlöslich Erechtheus verknüpft, der den Wagen erfand, dessen Schlangenfüsse die Erdgeburt verraten. Er ist jetzt der Sohn der Erde, ursprünglich ohne Zweifel der Sohn der Athene, die auch zum Stamm der grossen Göttin gehört, die von dem Gott des Feuers und der Schmiede vergewaltigt wurde. Die Erde bleibt jungfräulich, sie giebt ihre Kinder und ihre Schätze nur gezwungen her, ihr Schoss muss gewaltsam geöffnet werden; das ist auch notwendig, denn ihre Lieblinge entmannt sie oder sie tötet sie, wie Semiramis oder wie Omphale. (Athenaeus XII, c. XI, p. 515/516.) Liesse man ihr den freien Willen, so würde sie (wie Prithiwi, S. 48, Note) unfruchtbar bleiben. Das geht nicht,

*) Und Kali den Shiwa. Ward, W, view of literature and mythology of the Hindoos, Lond. 1822, 8°, III 107.

**) Jeremias, Alfr., Izdubar-Nimrod, altbabylonische Heldensage. Leipzig 1891, 8°.

***) Plutarch, de Iside c. 17.

†) Medicinisch oder psychiatrisch gesprochen wäre richtiger Par- und Hyperaesthesia sexualis. Krafft-Ebing, Lehrbuch der Psychiatrie, 5. Aufl. Stuttgart 1893, 8°, S. 85 f.

die Erde muss fruchtbar sein; aus ihrem Schoss müssen alle Geschöpfe, muss besonders auch ihre Tochter, die junge Saat, hervorgehen. Es ist eine, ohne Zweifel höchst bedeutsame, für die Geschichte unserer Kultur grundlegende, Anschauung, dass hier der hässliche, hinkende Feuer- und Schmiede-Dämon die Befruchtung durchführt. Die grosse Göttin weigert die Befruchtung, sie tötet und entmannt ihren jugendlichen und schönen Geliebten, aber der zwerghafte Schmied zwingt sie zu seinem Willen.*) Der spätere Mythus hat alle diese Dinge bedeutend abgeschwächt, Spuren lassen sich davon aber doch nachweisen. Weit im Norden tritt markant der Zug hervor, dass Frigga und Freya, die beide Erdgöttinnen sind, ihren Schmuck nur erhalten, indem sie sich den Zwergen preisgeben. Der offizielle, später von der Mythologie hinzugefügte Gemahl muss sich das gefallen lassen. Leider haben wir noch keinen babylonischen Mythus, der uns von diesen Dingen Nachricht giebt; wahrscheinlich war hier die Sache so, dass die Erdmutter mit ihrem ersten Gemahl, der sich später entmannt, oder den sie entmannt, den Zwerg zeugt, der dann die Mutter zu seinem Willen zwingt.

Noch ein anderer wesentlich hysterischer Zug findet sich sehr ausgesprochen im ältesten Kult der Ackerbaugöttin; auch bei ihren Dienerinnen duldet sie kein normales Geschlechts-, also kein Ehe-Leben. Einmal können also ihre Dienerinnen zum Cölibat verpflichtet sein — das kommt auch anderswo vor — von der Mehrzahl der ihr geweihten Dienerinnen verlangt die Göttin als Kultdienst die Preisgabe, die Hieropornie. Sie schliesst diejenigen mehr oder weniger aus ihrem näheren Dienst, aus ihrem Gefolge, aus, die einem normalen Geschlechtsleben nachgehen wollen, aber der Geschlechtsgenuss, namentlich der übermässige, der unter orgiastischen Gebräuchen vollzogen wird, hat nichts mit der Ehe

---

*) Hahn, Haustiere. S. 550, No. 6. Ähnlich im ganzen, wenn auch abweichend im einzelnen stellt Friedrich, Thom., Kabiren u. Keilinschriften, Lpzg. 1894, 8^0, S. 25—26 f. diese Mythen dar. Nach ihm ist Istar die Allmutter, auch die Todesmutter, ursprünglich androgyn; sie spaltet sich dann und beide Geschlechter zeugen miteinander den Dusu (den Adonis), der hier zwerghaft ist. πυγμαίων ὁ Ἀδώνις παρὰ Κυπρίοις. Hesychius s. v. pygmaeon.

zu thun.*) Eine andere sexuelle Handlung verbindet sich, wenigstens in Vorderasien, vielfach mit dem Kult unserer grossen Göttin. Sie hatte später auch die Ehe unter ihren Schutz genommen; vielleicht ging es aber zum Teil auf eine ältere Verpflichtung zur Kommunalehe zurück, jedenfalls passt es in den Kult unserer grossen Göttin vorzüglich, wenn alle Mädchen, ohne Unterschied, gezwungen waren, sich das erste Mal im Dienst der grossen Göttin für einen Lohn, der an diese fiel, preiszugeben. Erst nach dieser Ceremonie konnten sie in die Ehe treten.**)

Unter dem Einfluss der grossen Göttin der Fruchtbarkeit und des Ackerbaus steht natürlich auch der Kindersegen der Ehe. Deshalb gebietet über ihn auch neben der Artemis *κουροτρόφος* die griechische Demeter, die doch nach der späteren Mythe überhaupt garnicht verheiratet war, wohl aber ein Kind hatte, und die Juno, die nichts weniger als glücklich mit Jupiter vermählt war, deren Kind, Mars, nach einem sehr eigentümlichen Mythus, ein ohne Vater erzeugtes Kind war, das, wie es scheint, sogar von einem Sterblichen herrührte, denn es musste erst unsterblich gemacht werden.***) Ja, schliesslich finden wir in der Funktion einer Ehegöttin, und einer sehr eigentümlichen Ehegöttin, die

---

*) Für die Hieropornie der weiblichen und männlichen, zumeist zu Eunuchen gemachten, Hierodulen will ich keine Citate geben, diese Dinge sind ja allbekannt. Weniger bekannt dürfte sein, dass die Eunuchen an der Kaaba in Mekka diese Hieropornie noch betreiben, ähnlich wie sich der Kult der Pandemos in der Osternacht in Jerusalem breit macht. Burckhardt, Reisen in Arabien, Weimar 1830, 8°, S. 220 u. 294. Eine höchst eigentümliche Form der Hieropornie ist es, was wir aus Ägypten von den Weibern und Kebsweibern der Götter hören, (Strabo XVII, cap. I § 46, S. 816, Müller 693, Diodor I, 47, § 1); daran schliesst sich ebenso eigenartig die Kunde von Freys Priesterin, die mit seinem Bild auf dem Wagen umherzog, denn es war von guter Vorbedeutung, wenn sie, die uxor des Gottes, dabei schwanger wurde. Scripta historica Islandorum. Hafniae 1828, 8°, II 67--69.

**) Auf die zahlreichen Spuren dieser Vorstellung in Griechenland, wo die Jungfrauen ihre Jungfrauschaft symbolisch dem Flussgott darbrachten oder ihre Haare, oder ihren Gürtel an ein Heiligtum weihen mussten, will ich nicht eingehen.

***) Ovid, Fast. V, 229 f, u. Archæologische Zeitung, Bd. 43, 1885, 4°, S. 170.

Athene, die von der späteren Schulmythologie zum Typus der herbsten Jungfräulichkeit ausgebildet war. Sie stand in Elis als Athene Metor dem gemeinsam auf einem ihr geweihten Platz vollzogenen Geschlechtsgenuss der Eleer als Ehegöttin war.*) Das beweist, wie richtig Ernst Curtius vermutet hatte, dass die ursprüngliche Gestalt der einen grossen, vorderasiatischen Göttin in Griechenland nach den verschiedenen Richtungen gespalten und in verschiedene Typen umgeprägt sei. Als eine ähnliche Einrichtung, die ebenso die spätere historische Sage als einen Akt historisch festlegen und lokalisieren konnte, können wir das auffassen, was uns von den Jungfernkindern der Spartaner erzählt wird;**) und etwas Analoges dürfen wir vermuten, wenn aus Phrygien von einem Orte erzählt wird, an dem die Diener der Omphale die Weiber zum Beischlaf gezwungen hätten,***) denn Omphale ist nur wieder eine andere Form der grossen Göttin So finden wir auch in Rom einen Platz, der ähnlichen Ceremonien einer ähnlichen Göttin geweiht war, den Hain der Anna Perenna. Es war ein Apfelhain und nach einer niedlichen Schilderung Ovids fast. l. III, v, 523 f. gab man sich bei dem Feste dieser Gottheit ausgelassener Lustigkeit hin. Nach einem Citate Martials war diese Lustigkeit mit geschlechtlichen Excessen verbunden.†) Im römischen Mythus ist diese Göttin schon fast ganz bei Seite gestellt und unverständlich geworden. Wichtig ist für uns dabei, dass Anna Perenna als Dirne dargestellt wird, ebenso wie Acca Larentia, die mit der Stammesgeschichte Roms so viel zu thun hat und ebenso wie Flora, die doch für das ganze Vegetations-

*) Pausanias l. V, c. 3, § 2.

**) Justin l. III, c. 4, § 5. Bei den Spartanern war überhaupt manches stark orientalisch; die Aphrodite Migonitis hat Curtius, Sitzungsber. d. Akad. Berlin, Juli—Dez. 1880, S. 1146, hierher gezogen. In der Nähe ihres Tempels waren die der Diana Astrateia (Astarte?) und des Apollo Amazonias. Pausanias III, c. 25, § 3.

***) Athenaeus XII, cap. XI, S. 515, aus Samos, S. 540 f. Das Gefilde der goldenen Venus bei Momemphis in Ägypten (Diodor. I, 97, § 8) wage ich hier nicht heranzuziehen.

†) Lib. IV, 64 f.: Et, quod virgineo eruore gaudet, Annæ pomiferum nemus Perennæ.

leben eine so entscheidende Rolle spielt. Glücklicherweise wissen wir von Anna Perenna gerade genug, um erkennen zu können, dass sie einst eine noch viel bedeutendere Rolle gespielt haben muss.*) Von ihrem Namen war eine feierliche Kultformel**) abgeleitet und in einem Mythus tritt sie deutlich als Volksernährerin***) auf. Sie erhält die ausgewanderten Plebejer auf dem Mons Sacer. Das stimmt wundervoll dazu, dass Anna Parna†) im fernen Indien noch heut die Rolle der göttlichen getreidespendenden Nährmutter des Volks hat. Eins ihrer grössten Heiligtümer befindet sich in Benares.††) Ja, vielleicht können wir sogar†††) bis in die nordische Mythologie hinein einzelne Züge aus diesem Vorstellungskreis verfolgen. Sind doch alle die grossen Göttinnen des Nordens, die in diesen Kreis fallen, nicht glücklich verheiratet. Frigga zankt sich mit ihrem Gemahl Wodan.*†) Freya hat überhaupt keinen Gatten; sie sucht nach ihrem Geliebten Other oder Odur, der sich ihr entzieht. Beide Göttinnen befinden sich im Besitz eines wunderbaren Schmucks, den sie als Preis ihrer Hingabe von den Zwergen empfingen. Auch Sif, die Gattin Thors, wohl deshalb weniger Göttin der Liebe und Ehe als Frigga und Freya und mehr eine Erntegöttin, wird der Unzucht beschuldigt. (Harbartslied, Str. 48,) Und Gefion, eine uralte Ackerbaugöttin, deren Kult erloschen war,

*) Also erschöpft Useners treffliche Arbeit im Rheinischen Museum für Philologie, XXX, 1875, p. 207 den Gehalt des Mythus noch lange nicht ganz.

**) Ut annare et perennare commode liceat.

***) Ovid, Fast. l. III, 663 f.

†) Moor, Hindu Pantheon, London 1810, 4°, S. 30 u. 158.

††) Sophie Döhner, Weltreise einer Hamburgerin. Hambg. 1895, 8°, S. 282.

†††) Einst gehörte in Norditalien und den anliegenden Gebieten auch der Geschlechtsgenuss zur Kulthandlung. Auf der Situla von Matrei ist er im Cyclus des Festes eingeschlossen; das Bett ist (s. S. 42 Z. 14) mit Gansköpfen verziert. Ztschrft. des Ferdinandeums 1876, 3. Folge, 20. Heft, die Tafel.

*†) Als Ehebrecherin erscheint sie bei Saxo Gramm., lib. I. Freid als Gattin Wouts (bei Schönwerth, Aus der Oberpfalz. Augsbg. 1857, 8°, II, 312) vereinigt wohl noch Frigg und Freya in einer Gestalt!

erzeugt mit einem Bewohner Jötunheims die vier gewaltigen Ochsen, mit denen sie Seeland auspflügte.*)

Lässt sich so Hieropornie und verwandtes im Kult der Göttin weit verfolgen, so lässt sich weniger darüber zusammenstellen, dass die Kastration der Priester über Vorderasien, wo sie lange herrschend blieb, nach Westen vorgedrungen wäre. Es spricht natürlich zunächst nichts dagegen, dass eine solche Sitte anfänglich vorhanden war und nachher vor der historischen Zeit erlosch. Bisher nicht beachtet, aber höchst merkwürdig sind zwei Fakten. Einmal ist der gallische Merkur stets ohne alle Geschlechtsteile dargestellt,**) freilich, ohne dass wir wissen warum, wir haben keine Mythen, die sich auf ihn beziehen. Ferner waren aber auf den beiden Goldhörnern, die einst in Nord-Schleswig ausgegraben wurden, eine ganze Reihe nackter menschlicher Gestalten dargestellt, alle ohne Geschlechtsteile, obgleich es sich sicher nicht um Weiber handelt.***) Daneben aber unterstützt meine Anschauung unbedingt das eine nicht wegzubringende Faktum, dass durch den ganzen ungeheuren Kulturkreis ausnahmlos die Kastration des Ochsen bekannt war und ausgeübt wurde.

Ohne Zweifel gehört in den Kreis der sexuellen Vorstellungen, die sich mit dem Ackerbau verbanden, auch noch eine andere merkwürdige Sitte, die freilich auf den ersten Augenblick unwichtig erscheinen könnte. Herodot II, 60 erzählt, dass die ägyptischen Weiber ein Fest der grossen Göttin in Bubastis

*) Heimskringla ed. Anderson, I, 274.

**) Montfaucon, l'antiquité expliqué, Paris 1719, Fol., II, 2, pl. 186. Im Berliner Völkermuseum ist eine solche Figur, die nackt ist und ohne Spur von Genitalien, also ein Eunuch. Anhangsweise möchte ich darauf aufmerksam machen, dass nirgends Kinder des Triptolemos erwähnt werden.

***) P. E. Müller, antiquarische Untersuchung der goldenen Hörner. Kopenhagen 1806, 4°.

†) Von Canobus in Ägypten erwähnt es Strabo, c. XVII, p. 801 ed. Müller, S. 680. Dass die sog. Bajaderen auch bei Dschagganaths Umfahrt unzüchtige Bewegungen und Anmerkungen machen, wage ich noch nicht hierherzuziehen. Claude Buchanan, neueste Untersuchungen über den Zustand des Christentums in Asien. Stuttgart 1814, 8°, S. 29.

begingen, bei dem sich die Weiber anzoteten.†) Ebenso begleitete man den Wagen der grossen Göttin (Augustin. de civit. dei II, c. 4) mit unzüchtigen Gesängen. Bei dem grossen Feste der gesetzgebenden Demeter in Eleusis bestand eine Feierlichkeit*) darin, dass sich die Weiber durch unanständige Geberden und unanständige Redensarten verhöhnten. Die Baubo, die ich in den Titel mit aufgenommen habe, spielte dabei als verkörperte Zote eine grosse Rolle. In Rom begingen die vornehmsten Damen zusammen das Fest der Bona Dea, von der das Gelingen des Fruchtsegens abhing. Auch hier bestand einer der Kultakte im Zoten.

Weit entfernt, in Upsala, finden wir am Ausgang der heidnischen Zeit die weibliche Frigga durch einen männlichen Fricco ersetzt; auch er wurde durch unzüchtige Lieder geehrt. (Adam von Bremen IV, 27.) Merkwürdigerweise wird uns dieser Kult aus der französischen Normandie bestätigt.**) Le bon Dieu in Arras wurde nach einem mittelalterlichen Liede von einer schweren Krankheit durch Zoten geheilt. Es erinnert das daran, wie Baubo oder Jambe die trauernde Demeter von ihrem Schmerz durch Zoten heilt, und wie eine andre, gleichfalls verschollene, nordische Göttin Skadi durch unflätige Zoten zum Lachen gebracht und dadurch über den Tod ihres Vaters getröstet wird. (Bragarödur, Str. 56.)

Auch von deutschem Boden haben wir noch den Rest eines Festes, das sich mit ähnlichen Dingen beschäftigte; in Bautzen rannten im Frühjahr die vornehmsten Damen mit dem »Semper« und sangen dazu schandbare Lieder.***) Ich möchte bei der Gelegenheit darauf aufmerksam machen, dass der Semper, —

*) Ebenso in Aegina (Herodot V, 83) und in Sicilien während der Saatzeit, Diodor V, 4; bei den Thesmophorien in Syrakus wurde der Kunnus als Kuchen gebacken. Athenaeus XIV, p. 647 a.

**) Jubinal, nouveau recueil de contes. Paris 1842, 8°, II, 377/78.

***) Haupt, Sagenbuch der Lausitz in Neues Lausitzisches Magazin, Bd. 40, 1863, 8°, S. 316; aus dem 13. Jahrhdt. haben wir in Saalfeld eine Verordnung gegen das Singen von Zotenlieder zu Fastnacht. Sächs. Provinzialblätter VIII, 1800, 8°, S. 349/50.

man hat das Wort bis dahin nicht erklären können, — in Baiern ähnlich wie die Bercht auftritt.*)

Zu den Fastnachtsgebräuchen gehört in Süddeutschland besonders im Gebirge bekanntlich das Berchtenlaufen der Bercht oder Berchta zu Ehren; hierbei müssen die Bursche, die sich als Weiber verkleiden, recht wild also auch wohl unanständig springen.**) Ebenso muss beim ploughmonday (s. S. 40 **) die Bessie, gleichfalls ein Mann, tanzen, ich knüpfe deshalb gleich hieran, dass auch das Kleidertauschen zwischen Mann und Weib bei den Festen der grossen Göttin ungemein weit verbreitet ist. Deshalb wird (5. Mos. XXII v. 5 u. XXIII v. 17) ausdrücklich dagegen gewarnt. Hier im Orient hing auch das mit der Hieropornie zusammen und mit jenem weiten Kreise von Vorstellungen, die J. J. Bachofen in seiner »Sage von Tanaquil«, Heidelberg 1870, 8°, mit soviel Geist und Gelehrsamkeit abgehandelt hat.***) Aber auch in Griechenland (Philostratus, Apollon. Tyan. IV 21) und sehr ausgiebig in Süddeutschland taucht der Gebrauch wieder auf, und zwar nicht nur zur Fastnacht, sondern auch bei der Ernte.†) Ein Zusammenhang mit

*) Quitzmann, heidnische Religion der Baiwaren. Leipzig, Heidelberg 1860, 8°, S. 114. Wenn Semper und Bercht drohen, den Ungehorsamen den Bauch aufzuschueiden, (Panzer. Beitrag z. deutscheu Mythologie, München 1848/55, 8°, I, 247; von der Dremp II, 117/464) so ist auch das kein bedeutungsloser Schnörkel; auf den Goldhörnern (S. 57 ***) werden Menschenopfer dargestellt, die durch Bauchaufschneiden dargcbracht werden. Zur römischen Zeit wurden in Deutschland die Blutopfer an Menschen durch den Kehlschnitt vollzogen. Im Norden war lange noch eine besonders feierliche Art des Menschenopfers, das Blutaarritzen, gebräuchlich, bei dem man die Rippen des Opfers gelöst und die Lungen herausgenommen haben soll. Nach P. A. Munch bei G. F. Claussen, das heroische Zeitalter der nordisch-germanischen Völker. Lübeck 1854, 8°, S. 232.

**) Zingerle, Sagen aus Tirol. 2. Aufl., 1891, 8°, S. 24/25.

***) Hätte ich mich zur rechten Zeit erinnert, welch reichen Citatenschatz aus dieser Sphäre B's. Buch birgt, ich hätte leichtere Arbeit gehabt. Hatte B. doch z. B. bei der Sage von Gordius Pflug, (Königs)-Wagen und die Dirne zusammengebracht. Ihm fehlte nur ein Schritt und er hätte mir die Arbeit abgenommen.

†) Seb. Franck, Weltbuch, Tübing. 1534, fol. 131 a; Naogeorgus, päpstisch Reich 1555, Ji[b]; Sepp, Religion der alten Deutschen, München 1890, 8°, S. 285.

all diesen Dingen wird sich daher nicht abweisen lassen. Weniger bin ich jetzt schon geneigt, den Umstand, dass in der Fastnacht viele in Deutschland nackt liefen (s. S. 60 †) damit zusammen zu bringen, dass Hesiod (Werke u. Tage v. 391) anordnet, säen, pflügen und schneiden (als Kulthandlungen) müsse man nackt. Dies starke Betonen eines ursprünglich orientalischen Elements wird vielen zu weit gehen, ebenso wie Bachofen ja wenig Anklang gefunden hat. Ich will daher hier noch bemerken, dass wir die Spuren eines Kults, ähnlich wie der S. 55 **) erwähnte, aus Norwegen haben. Fro, der bei Saxo immer König, hier von Schweden, ist, liess norwegische Weiber prostituieren,*) die sich dann mit Ragner Lodbrock als Amazonen rächten.**)

Nach der Vorigen gehört also auch der Ochse, der den Pflug zieht, zu den Dienern der grossen Göttin und ist kastrirt, weil er ihr geweiht ist; das spricht sich auch darin aus, dass das Rind, mitunter auch nur der Ochse, dem Genusse entzogen, d. h. nicht gegessen wird. Ich will hier nur kurz auf Indien hinweisen, wo die heutige, über alles Mass hinausgehende, Rinderheiligung den Engländern öfter ernste Schwierigkeiten bereitet; aber selbst in China, das doch nur einzelne Stücke aus diesem Kreise aufgenommen hat, gilt es nicht als anständig, das Pflugrind zu essen, das durch seine Arbeit das Volk ernähren hilft.***) Früher ass man in Persien kein Kuhfleisch,†) und in Cypern

*) (lib. IX) ed. Stephanius 1644, fol. S. 169.

**) Das klingt ebenso asiatisch wie die S. 51 *) erwähnte Hieropornie; dass aber wenigstens in der Ceremonie sich noch sehr viel weitgehendere Kulthandlungen, auch bei uns im Norden, in Verbindung mit dem Ackerbau erhalten haben — es handelt sich um Andeutungen und Nachahmungen des Koitus, dafür citiere ich als Beweisstellen: Mannhardt, Wald- und Feldkulte Berlin 1875, 8°, I 469 u. 480: das Beilager auf dem Ackerfelde, ferner »Am Urquell« III Bd., 1892, S. 304, das Mädchentründeln aus Ditmarschen u. Eiderstedt und endlich Karl Bartsch »Sagen u. Gebräuche aus Mecklenburg«, Wien 1880, 8°, II 306, No. 1487 den Spruch des Mädchens: »hest mi steken, möst mi nemen«, wenn er sie, die oben auf dem Erntewagen beschäftigt ist, mit der Forke getroffen hat.

***) Gill, river of golden Sands, Lond. 1880, 8°, I, 61.

†) Thom. Herbert, some years travels, IV ed., Lond. 1677, 4°, 310.

wird es noch heutzutage nicht gegessen. Cicero, de nat. deor. II, 5 (63), und Varro sprechen es ebenso für die Römer wie Aelian, var. hist. l. V, c. 14 für die Athener aus, es sei eigentlich nicht anständig, das Rind zu essen, das das Volk durch den Dienst am Pflug ernährt. Und noch zur römischen Kaiserzeit war das Rind den Spaniern heilig. (Diodor IV, c 18, § 3.) Aus Athen haben wir Kenntnis von einem interessanten Opfer,*) das uns zeigt, wie man in alter Zeit dazu kam, das Pflugtier der Göttin zu opfern, wie man aber zugleich dies Vorgehen ceremoniell zu entschuldigen suchte. Es wurde Getreide auf den Altar geschüttet und der vermutlich hungrige Ochse herangeführt; beging er nun das Verbrechen, an das Opfer der Göttin zu rühren, so wurde er für diese Sünde geschlachtet. Der Schlächter entfloh, die leere Haut des Rindes wurde ausgestopft an den Altar gestellt und das Messer dann in einer feierlichen Gerichtsverhandluug als Mörder verurteilt. Ich meine, in dieser seltsamen Ceremonie spricht sich deutlich das Bewusstsein aus, das Rind zu töten, sei eine Sünde, auch dann, wenn es doch im Dienst der Gottheit geschehen ist, und ebenso erklärt sich die seltsame Sitte des Lästerns und Schimpfens beim Opfer für den Heracles zu Lindus damit, dass es sich um den Pflugochsen handelt, den der Heracles ***βουφαγος*** dem Thiodamas wegnimmt. (Philostratus, imagin. II, 24.)

---

*) Die Stelle über die sog. Buphonie ist aus **Pausanias**, I 24, 4 u. 28, 10. **Aelian**, hist. anim. XII, 34, var. hist. VIII, 3. **Porphyrius**, de abstinentia l. II, c. 30 u. **Suidas** s. v. Θαυλων zusammengesetzt.

VIII. Die Verbreitung des Ackerbaus.

Nachdem wir so die einzelnen Bestandteile, aus denen der Ackerbau zusammenwuchs, verfolgt haben, wollen wir noch einen Blick auf die Verbreitung des Ackerbaus als Ganzes werfen. Naturgemäss fallen für unsre Zwecke die neuentdeckten Erdteile aus, aber auch in der alten Welt wird uns die Verbreitung des Ackerbaus sehr bemerkenswerte Lücken aufweisen, die von Bedeutung sind für Ursprung und Entstehung der ganzen Form.

Der Ackerbau, wie wir ihn kennen, ist über die ganze, vor den grossen Entdeckungen bekannte Welt, verbreitet; auch das deutet darauf, dass dieses ganze Gebiet, trotz der ungeheuren Entfernungen, in einem inneren Zusammenhang geblieben ist, wenn er auch hier und da lockerer wurde. Ausserhalb unseres Kulturkreises und somit auch ganz ohne den Ackerbau bleibt nur, was vor den grossen Entdeckungsfahrten fast ganz unbekannt und unberührt war, Indonesien und der ganze Rumpf von Afrika. Aber schon in Indien und in China, sowie in Indo-China, lockert sich die feste Verbindung, in der unser Ackerbau in der sonst so streng geschlossenen Form auftritt. Stellenweise tritt selbst in Indien die Pflugkultur zurück, vielfach ist die Hacke das bei weitem wichtigere Gerät. In China ist im Norden unser Ackerbau mit Pflug, Rind, Gerste und Weizen eingeführt und wird als die heilige Form der Bodenbestellung von der Tradition des Volkes angesehen, und wenn auch nicht der Kult einer Ackerbaugöttin im Sinne der westlichen Zivilisation mitgekommen ist, so ist doch

die Heiligkeit des Pflugrindes mitgegangen, das auch hier nicht gegessen wird; nach der chinesischen Tradition ebenfalls, weil es sich nicht schickt, das Fleisch des Tieres zu geniessen, das das Volk durch seine Arbeit ernähren soll. Ein engerer Zusammenhang der chinesischen Zivilisation mit dem Westen wird ja auch dadurch hergestellt, dass die Chinesen die zwölf Monate, die Zeichen des Tierkreises und die 28 Mondstationen von Westen her übernommen haben. Trotzdem muss die Bahn, die China mit dem Westen verband und auf der die Elemente des Ackerbaus eingewandert sind, nicht sehr breit gewesen sein und diese Verbindung kann nicht lange gedauert haben und zwar aus folgendem Grunde: Nord- und Süd-China stehen wirtschaftlich völlig im Gegensatz. Nord-China baut Gerste und Weizen mit Pflug und Rind und erwartet die notwendige Bewässerung fast ganz durch den Regen; der Löss Nord-Chinas lässt sich grösstenteils nicht bewässern. Süd-China hat Bewässeiungsanlagen, wie sie grossartiger auf der Erde nicht gefunden werden können, die Hauptfrucht ist Reis und das Hauptgerät der Bodenbestellung die Hacke. Trotzdem findet dieser wirtschaftliche Gegensatz in der politischen Geschichte nicht den markanten Ausdruck, den wir erwarten sollen. Süd-Chinesen und Nord-Chinesen haben nicht das scharfe Bewusstsein einer nationalen Trennung, die Zivilisation, die sie verbindet, ist uralt und hat die beiden Hälften der Nation so eng zusammengeschweisst, dass selbst so bedeutende wirtschaftliche Unterschiede nicht zur Geltung, nicht zum Verständnis kommen. Besonders scheint auch seit uralter Zeit die Abneigung der Chinesen gegen den Milchgenuss bestanden zu haben. Die Milch muss schon im Anfang zurückgeblieben sein, als die übrigen Elemente des Ackerbaus in China einwanderten, sonst liesse sich die scharfe nationale und wirtschaftliche Scheidung zwischen dem Nord-Chinesen, dem das Rind den Pflug zieht, der aber keine Milch geniesst, und dem innerasiatischen Nomaden, bei dem die Milch die tägliche Nahrung bildet, nicht verstehen.

Ebenso beweist uns eine andere Thatsache in der Verbreitung des Ackerbaus, dass die geschlossene Form desselben keine Notwendigkeit ist, dass vielmehr die einzelnen Elemente auch für

sich lebensfähig waren. Ich sehe hier von Island ab, das erst sehr spät besiedelt wurde und uns nun das einzige Beispiel einer sesshaften rein germanischen Bevölkerung ohne Ackerbau bietet. Hierher ist neben dem Schaf auch das Rind als Milchvieh gekommen, und seine Milch spielt eine grosse Rolle; der Ackerbau ist der ungünstigen klimatischen Verhältnisse wegen zurückgeblieben, aber hier blieb die Verbindung mit den Ackerbaugebieten stets lebendig. Die Isländer verschafften sich ihr Brotgetreide, hauptsächlich als Grütze, durch den Handel. Man kann daher ihre Herdenwirtschaft, so eigentümlich sie ist, doch nicht als eine selbständige Wirtschaftsform ansehen.

Derjenige Erdteil, den ich im Auge habe, ist vielmehr Afrika. Im eigentlichen Afrika giebt es nahezu keine Nomaden, die bloss von der Milch ihrer Herden leben, fast durch das ganze ungeheure Gebiet ist Bodenkultur bekannt und geübt. Hier ist aber das Rind durch ungeheure Gebiete Afrikas verbreitet, fast überall ist, wo es vorkommt, auch der Genuss seiner Milch bekannt und doch ist unser Ackerbau dem eigentlichen Afrika gänzlich fern geblieben. Ägypten hat das Rind passieren lassen und den Milchgenuss weitergegeben, dagegen den Ackerbau nicht mitgehen lassen, aus Gründen, die wir wohl kaum noch erkennen können.

Nun bleibt immer noch ein ungeheures Gebiet nach, in dem der Ackerbau in unserer Form nicht nur bekannt ist und geübt wird, sondern in dem er auch die einzig gültige Form der Bodenbestellung darstellt. Hackbau und Gartenbau, die ich als besondere Formen unterscheide (S. 64), stellen in andern Ländern die herrschende Form dar. Hier haben sie es nicht einmal zu derjenigen Anerkennung gebracht, die ihnen zukommt; für das Volksbewusstsein sind sie eigentlich nicht vorhanden, wenigstens nicht als gesonderte Form der Wirtschaft. In diesem ganzen ungeheuren Gebiet, von Marokko bis nach Vorder-Indien und von Irland und Norwegen bis in die Oasen Innerasiens hinein, hat der Ackerbau dieselbe streng geschlossene Form, überall wird Gerste und Weizen gesät, neben denen Hafer und Roggen verhältnismässig unbedeutend geblieben sind; überall wird das Land gepflügt und fast überall der Pflug vom Ochsen gezogen,

nur in einigen wesentlich germanischen Gebieten hat das Pferd den Ochsen aus seiner Stellung am Pflug verdrängt, es wurde ihm das hier durch seine ehemalige Heiligkeit erleichtert.*) Überall in diesem ganzen ungeheuren Gebiet wird aber auch die Milch des Rindes genossen. Und wenn auch die wirtschaftliche Wichtigkeit der Rindermilch wahrscheinlich sehr verschieden ist, so findet sich doch, soweit ich das Gebiet übersehen kann, nirgends ein irgendwie ausgesprochener Gegensatz oder hat sich jemals gefunden. Ebensowenig lässt sich irgendwo in diesem eigentlichen Gebiete unserer Kultur zur historischen Zeit eine Einführung des Ackerbaus beweisen oder auch nur vermuten. Man liest oft in geschichtlichen Darstellungen, dass in Deutschland der Ackerbau erst zur Römerzeit aufgekommen wäre; nach meiner festen Überzeugung beruht das aber nur auf einer durchaus missverständlichen Auffassung einiger Stellen der alten Schriftsteller. Cäsar und Tacitus fanden die Weidewirtschaft und die alte Grasfelderwirtschaft bei den Deutschen in so grossem Umfang, dass sie als Südländer nicht zu einem klaren Verständnis der Wirtschaft kamen. Ich müsste wiederholen, was ich oben von den sexuellen Ideen gesagt habe, wenn ich die Ausbreitung dieses Ideenkreises, der mir unlösbar mit dem Ackerbau verknüpft zu sein scheint, hier noch einmal wiederholen wollte.

Sehr schwierig aber gestaltet sich nun das Verständnis der Art und Weise, wie sich der Ackerbau ausgebreitet hat. Wie ist durch die ungeheuren Räume die Kenntnis einer so komplizierten Form von Land zu Land und von Volk zu Volk gegangen? Wie war es möglich, dass unser Ackerbau sich in

*) Vielfach ist die Ersetzung des Ochsen durch Pferde erst sehr spät erfolgt; so pflügten in alter Zeit in Dithmarschen Ochsen, Karl Müllenhoff, Sagen aus Schleswig, Holstein etc., Kiel 1845, 8°, S. 115, und ebenso ist hier wie in Mecklenburg (s. z. B. Karl Bartsch, Sagen und Gebräuche aus Mecklenburg, Wien 1879, 8°, I, No. 525, 527, 533) der Ochse das Tier, das bei Kulthandlungen dem Pferde den Rang abläuft. Auf die zurückgebliebene Ukraine bezieht es sich wohl, dass niemals das Pferd, stets der Ochse am Wagen zu jeder Kulthandlung Verwendung findet. Zmigrodzki, Mutter bei den Völkern des arischen Stammes. München 1886, 8°, S. 23.

seiner eigentümlichen geschlossenen Form bis Europa und bis an die Grenzen Indiens und Chinas verbreitete? Ich muss gestehen, so schwer es mir wird, muss ich doch annehmen, dass eine gewaltige wirtschaftliche Umwälzung in einem einzigen historischen Zug das ganze Gebiet überzog. — Es wäre das ja allerdings eine der ungeheuersten Umwälzungen, die die Geschichte je gesehen hat, und dabei sollte sie ganz ohne historische Spuren geblieben sein? Für die älteste Zeit ist es schwer, gewichtige Änderungen, wären sie auch nur rein kultureller Art, anzunehmen, ohne dass solche historischen Bewegungen ihre ethnischen Träger haben; ich erinnere an die Bedeutung der Phönizier und Griechen im westlichen Mittelmeer. Für die Bewegung, die die Ausbreitung des Ackerbaus nach sich zog, kann ich auch in der Hypothese nichts dergleichen aufstellen. Ich kann ihre Träger weder den Turaniern noch den Ariern, weder den Hamiten noch den Semiten zuweisen und doch bringen mich zwei Umstände dazu, anzunehmen, dass sich grosse religiöse Kämpfe mit der Einführung des Ackerbaus verbanden, die Stellung des Hirse und die des Milchgenusses. Ich habe es wahrscheinlich zu machen gesucht, dass der Milchgenuss nicht etwas Selbstverständliches ist; trotzdem erscheint er uns so. Die grundsätzliche Opposition der Chinesen gegen ihn scheidet sie und ihre Wirtschaft weiter von unserm Kulturkreis wie irgend ein andres Volk auf europäisch-asiatischem Boden bis zu den Lappländern hin. Giebt es nun auch in unserm Kulturkreis nirgends ein Volk, welches die Milch mit Abneigung betrachtet oder verschmäht, so kann ich mir nicht denken, dass dergleichen nicht vorgekommen sein sollte. Ich habe mich ferner, nach Oswald Heer, bemüht, zu zeigen, dass vor unserm Ackerbau bereits eine Bodenkultur, die den Hirse als Hauptfrucht baute, durch ganz Europa, Vorder-Asien und weit darüber hinaus bekannt war. Diese Annahme beruht auf einigen archäologischen Funden und auf der geographischen Verbreitung des Hirse. Eine Kunde irgend einer Art, hat sich nicht davon erhalten; es sind nur einige wenig mythologische Daten, die darauf deuten, wie der negative Beweis, dass Demeter sich um den Hirse nicht kümmert und der positive, dass einer anerkannt alten römischen Gottheit Pales, nur der Hirse und nicht das neuere Getreide geopfert

werden durfte; sonst hat sich diese alte Kultur nirgends in einer irgendwie markanten Stellung erhalten, obgleich nicht allein der Hirse ein gut Teil seiner Wichtigkeit beibehielt, sondern auch der Gemüsebau ohne Zweifel vorher begonnen hatte und fortgesetzt wurde, aber ohne in der Mythologie einen seiner Wichtigkeit entsprechenden Ausdruck zu finden. Ich kann mir das nur so erklären, dass Missionare die geschlossene Form des Ackerbaus als die religiös allein zulässige mit dem ganzen dazu gehörigen Ideenkreise einführten und den Sieg ihrer Sache durchsetzten. Klar tritt freilich im ganzen Mythus nur die Gestalt des Triptolemos hervor, der als Bote der gesetzspendenden Demeter den Getreidebau und ihre Mysterien*) bringt und dazu auf dem heiligen Wagen der Göttin durchs Land fährt. Es ist mir aber unmöglich, anzunehmen, dass diese Mission sich überall friedlich vollzog, obgleich von Kämpfen um die Einführung des Ackerbaus nirgends die Rede ist, während in den Mythen, die sich um die spätere Einführung des Weinbaus schlingen, der doch lange nicht so tief eingreift, die Opposition und ihre blutige Niederwerfung, z. B. in den Sagen von Lykurg und von Pentheus so deutlich zum Ausdruck kommen; vielleicht haben wir ein schattenhaftes Bild solcher Kämpfe noch im Mythus vom eleusinischen Krieg. Ebensowenig wird sich die Durchführung des Gebrauchs der Milch, auch beim Opfer, stets und überall ohne Opposition und ohne Kämpfe vollzogen haben. Nur in solchen Kämpfen konnte die Erinnerung an die frühere Zeit und die alte Form so weit zurückgedrängt werden, dass sie nachher ganz aus der Erinnerung der Menschheit verschwand. Die Verbreitung des Hirse und seiner Kultur, giebt uns aber auch eine Art von Massstab, an der wir das Alter der Einführung des Ackerbaus und vielleicht auch das Alter der vorhergehenden Periode einigermassen abschätzen können. Historische Tradition darüber fehlt, wie gesagt, ganz. Eine kurze Betrachtung wird uns aber zeigen, dass die Zahlen, die man bisher zu nennen pflegt, viel zu gering gegriffen sind. Die Hirsekultur muss überall bekannt gewesen sein, ehe die Verbreitung des Ackerbaus be-

) Auch die sexuellen Elemente, s. Thesmophorien S. 58).

gann. Eine nachträgliche Ausbreitung im Gebiete des Ackerbaus, neben den andern Getreidearten her, ist ganz unmöglich; sie hätte dem Hirse niemals die eigentümliche Stellung gegeben, in der wir ihn noch heute finden. Nun finden wir aber den Hirse zur Zeit der antiken Welt bereits überall deutlich im Weichen und im Rückgang; trotzdem hat der Hirsebau in den Jahrtausenden, die seit jener Zeit verflossen sind, verhältnismässig eine recht geringe Einbusse erlitten. Er ist, wie oben ausgeführt, auch heute noch sehr weit verbreitet und immer noch an vielen Stellen wichtig. Wir können daran ungefähr abschätzen, wie langsam sich die ursprüngliche Ausbreitung vollzog. Ähnlich steht es mit dem Beginn der uns eigentümlichen Wirtschaftsform des Ackerbaus.

Wenn die ersten wirklich historischen Anfänge in Babylonien beginnen, etwa im 5. Jahrtausend v. Chr., finden wir die wirtschaftlichen Grundlagen unseres heutigen Lebens alle bei einander. Von den Babyloniern entlehnt haben wir den Tierkreis, die 12 Monate, die 12 Stunden des Tages und der Nacht und die Woche mit den Wochentagen und dem wöchentlichen Feiertag. Von ihnen übernommen haben wir den Pflug und den Ochsen, die Verwendung der Milch und Gerste und Weizen.

Für die Ausbreitung aller dieser Dinge lässt sich kein historischer Beweis erbringen, sie ist überall schon vor dem Beginn unsrer Geschichte erfolgt. Ein klein wenig anders steht es mit einem andern Faktor unseres täglichen Lebens, der freilich auch in uralter Zeit sich an unsre Civilisation schloss und jetzt durch das ganze Gebiet verbreitet ist. Wir bitten, wenn wir unsre Nahrung zusammenfassend und bezeichnend ausdrücken wollen: »Unser täglich Brot gieb uns heute!« aber aus der Mythologie Griechenlands und Roms geht noch deutlich hervor, dass das Brot eine Neu-Einführung ist, denn beim Opfer wurde zumeist bloss geschrotetes und geröstetes Getreide verwendet. Vielleicht kann ich bald beweisen, dass dies die älteste, einst weitverbreitete Form ist, in der die Menschheit unseres Kulturkreises ihr Getreide genoss, und damit wieder an einem wichtigen Stücke zeigen, dass wir weit über die Geschichte der Historiker hinaus, in der Geschichte und in der Geographie der menschlichen Wirtschaft die Dokumente finden können, die uns

sonst zu mangeln scheinen, die uns aber, richtig verwendet, wichtige Folgerungen und wichtige Schlüsse gestatten.

Um so weniger freilich will sich dann die Vernachlässigung dieser ganzen Wissenschaft und ihres ungeheuren Arbeitsgebiets schicken, denn ihre Resultate sind oft nicht allein theoretisch interessant und wichtig, sondern sie lassen sich häufig auch recht leicht aus der Theorie in die Praxis versetzen und können überraschend schnell das Feld der Abstraktion mit dem der realsten Thatsachen vertauschen!

Druck von Max Schmidt in Lübeck.